

# **DAS ERBE DER VIER**

**Gustav Feichtinger**

## Inhaltsverzeichnis

Prolog 1: Der Juwelenfund.....	3
Prolog 2: Ein bemerkenswertes Testament.....	6
Ayuna.....	10
Sim, der Teufelsanwalt.....	11
Die Reise nach Sibirien.....	18
Ein Brandanschlag.....	22
In den Fängen der Dunganen.....	27
Im Buran.....	38
Die Tote im Gletscher.....	46
Der Altaifürst.....	52
Im Kampf mit Bären.....	58
Die Tochter des Altaifürsten.....	64
Sergejs Revolte.....	72
Lev Nikolajewitsch spricht .....	78
Ein Gottesurteil.....	85
Im Tal der Wölfe.....	95
Vom Altai zum Baikal.....	107
Barguzin ...!.....	114
Der Herr von Olchon.....	122
Der Biß der Gaduba.....	130
Der Schamane vom Ischimei.....	136
Böse Vorzeichen.....	145
Die letzte Fahrt der Nikolai.....	150
Die Nase des Heiligen Geistes.....	156
Dem Militär entwischt.....	164
Anns Erzählung.....	169
Johns wahres Gesicht.....	176

## Prolog 1: Der Juwelenfund

Die allgemeinen Wirren, die sich nach der Revolution von 1917 in Russland einstellten, führten vier Männer auf schicksalhafte Weise zusammen.

Alle vier waren Angehörige der zaristischen Armee gewesen, allerdings in verschiedenen Rängen. *Lev Nikolajewitsch Volkov* war Moskowit von niedrigem Adel und hatte es bis zum Oberleutnant gebracht. Schon bald nach der Oktoberrevolution hatte er sich zu den Weißgardisten geschlagen und bekleidete dort, nicht zuletzt aufgrund seiner Tapferkeit, einen Offiziersrang.

*Ivanko Ivanowitsch Zasyadko* stammte aus Kiew und hatte als gewöhnlicher Soldat stets nur versucht zu überleben. Zu den „Weißen“ war er mehr oder minder aus Zufall gelangt.

Die restlichen beiden waren ebenfalls keine Russen. *Salomon Abramowitsch Zuckerman* war Jude aus dem Baltikum und hatte polnische Vorfahren. Er hatte es als Heereslieferant der russischen Armee zu einigem Wohlstand gebracht. Als sein Vermögen durch die Bolschewiki beschlagnahmt wurde, schloss er sich den Weißen an, da er dieser Richtung größere Erfolgsaussichten zumaß. Dies sollte sich als eine der wenigen Fehleinschätzungen herausstellen, die Zuckerman unterliefen.

Der vierte Schicksalsgenosse, *Pjotr Petrowitsch Kreuder*, war Wolgadeutscher. Als solcher war er – wie mancher andere – dem Zarenregime nur mit halben Herzen verbunden gewesen. Auch er versprach sich bei den Weißgardisten als Soldat bessere Chancen.

Alle vier befanden sich in der zweiten Hälfte der Zwanzigerjahre und waren und waren unverheiratet.

Im März 1919 kam es zu einem Ereignis, welches das Leben der vier Männer auf ungeahnte Weise in neue Bahnen lenken sollte. Zu dieser Zeit befand sich das Quartett auf der Krim unweit von Jalta. Im Zuge eines Patrouillendienstes, zu dem die vier Weißgardisten eingeteilt waren, kamen sie in ein kleines, von den Roten verwüstetes Palais. Um Feuer zur Zubereitung ihrer Mahlzeit zu machen, zertrümmerte Lev Nikolajewitsch mit dem Gewehrkolben einen bereits beschädigten Schreibtisch. Da fiel ihm aus einem Geheimfach eine Schatulle entgegen. Das Kästchen enthielt ein Sammelsurium von Rubinen, Smaragden und anderen funkelnden Edelsteinen. Der Wert der Juwelen, die von den vertriebenen oder getöteten Bewohnern des Adelspalais stammten, überstieg die Vorstellungskraft von Dreien der Vier bei weitem. Salomon Abramowitsch, der in solchen Dingen nicht unbewandert war und einige Diamanten unter dem Schatz entdeckte, meinte, dass – auch nach einer Teilung der Juwelen – für jeden der vier eine enorme Summe anfallen würde. Denn dass sie den Fund – etwa an eventuell noch vorhandenen Besitzer oder deren Erben – abliefern würden, das kam den Kameraden gar nicht erst in den Sinn. Zu verworren und unsicher waren diese Nachkriegsjahre im revolutionären Russland.

So war es wenig überraschend, dass sich die Vier rasch darauf einigten, den Schatz zu behalten. Bemerkenswerterweise ging die Aufteilung auch ohne größere Differenzen von statten. Zu groß war die Freude über den Fund, als dass sich die Gefährten in kleinliche Streitereien um die „Beute“ eingelassen hätten. Auch war nicht viel Zeit zu verlieren, da eine Störung durch andere Personen nicht auszuschließen war. Die Kameraden erinnerten sich später wie im Traum an die im flackernden Feuerschein blitzenden Edelsteine.

Einig waren sich die vier Freunde auch darüber, dass es aufgrund der unsicheren Situation in der Heimat keinen Sinn machte, den Schatz hier zu veräußern und die Erträge im Lande zu genießen. Zunächst überlegten sie, sich über das Schwarze Meer ins europäische Ausland abzusetzen. Doch Salomon Abramowitsch wollte definitiv weiter weg, nämlich nach Nordamerika.

Die Entscheidung wurde ihnen durch die Ereignisse im Fernen Osten Russlands abgenommen. Dort waren die Weißgardisten ins Hintertreffen gelangt, war eine Verlegung zusätzlicher Kräfte in die Region erforderte. Schon bald nach dem Fund der Juwelen wurde die Kompanie der vier Kameraden an den östlichen Rand des Riesenreiches abkommandiert. Und als 1920 die Auflösungserscheinungen nach der Ermordung bzw. Hinrichtung – bei der Einschätzung kommt es eben auf den Standpunkt an – von Oberbefehlshaber General Koltschak rasch zunahm, gelang es Lev Nikolajewitsch als Ranghöchsten ihre Abkommandierung nach Wladiwostok zu erreichen. Dort bot sich – naturgemäß gegen entsprechender Bestechung, aber die Kameraden trugen ja jeder einen Beutel mit Juwelen am Leib versteckt – bald die Gelegenheit illegal auf einem Schiff nach Schanghai auszureisen. Von dort würde man versuchen, Kalifornien zu erreichen.

Lev Nikolajewitsch, der sich als treibende Kraft bei der Emigration erwies, wurde aber nur von zwei seiner Mitstreiter begleitet. Ivanko Ivanowitsch war ebenfalls clever genug, nicht in die Ukraine zurückzukehren. Die nachfolgenden Ereignisse in seiner Heimat – die mit der Zwangskollektivierung verbundene entsetzlichen Hungersnot – zeigte, wie richtig diese Entscheidung war.

Bei Peter Kreuder war die Entscheidung, den Dampfer nach China zu besteigen, nicht so eindeutig. Zwar war ihm klar, dass er bei einem

bevorstehenden Sieg der Kommunisten seines Lebens in Russland nicht mehr sicher war – aber er tendierte eher zu einer Rückkehr in die Heimat seiner Vorfahren, also nach Deutschland. Aber wie den langen, gefährlichen Weg vom Fernen Osten nach Europa zurücklegen? Also entschloss er sich ebenfalls, die Vereinigten Staaten als Übergangslösung anzupeilen.

Bei Lev Nikolajewitsch, der durch und durch Soldat war, lag die Situation hingegen anders. Für ihn war der Kampf in Russland weiterzuführen. Sein Weg trennte sich von dem seiner drei Freunde. Er hat keinen von ihnen je wiedergesehen.

## **Prolog 2: Ein bemerkenswertes Testament**

Drei Jahrzehnte später.

Der texanische Ölmilliardär Sal Zuckerman war vor kurzem in seinem schlossartigen Anwesen nahe bei Houston an Herzversagen gestorben.

Nach Gelingen der gemeinsamen Flucht über Schanghai nach San Francisco hatte er sein Vermögen geschickt und rasch vermehrt. Der entscheidende Durchbruch war ihm in den Dreißigerjahren im Ölgeschäft gelungen. Als entscheidender Rohstoff des zweiten Weltkrieges erhob er Produzenten und Händler des schwarzen Goldes in die Sphären der Hochfinanz.

Sal hatte eine Südstaaten-Amerikanerin geheiratet. Dieser Ehe entsproß eine Tochter Anna, die nun – wir schreiben das Jahr 1950 – 25 Jahre zählte. Trotz der Amerikanisierung seines Vornamens – von Salomon zu Sal – hielt der Öltcoon

die Traditionen seiner ursprünglichen Heimat hoch. Seine geliebte Tochter sprach perfekt Russisch – und in den entsprechenden Kreisen wurde sie Anna Salomovna genannt. Nach dem Tod seiner Frau hatte Lev ein zweites Mal geheiratet. Diese Verbindung erwies sich jedoch als nicht glücklich und wurde bald geschieden.

Zuckerman hatte stets Kontakt zu seinen beiden mitemigrierten Schicksalsgenossen gehalten. Ivanko Zasyadko war an die Ostküste gegangen, sein Vermögen jedoch im Krisenjahr 1929 verloren. Er schlug sich als Versicherungsvertreter durch, war geschieden und besaß einen Sohn namens John, der den Namen Flint angenommen hatte. Von Mr. Zuckerman traf jährlich ein Scheck in nicht unbeträchtlicher Höhe ein, der Ivanko und John kein schlechtes Leben ermöglichte.

Pjotr Petrowitsch Kreuder war in Kalifornien geblieben. Die angestrebte Rückkehr des Wolgadeutschen nach Europa war nicht zustande gekommen. Er lebte harmonisch mit seiner deutschstämmigen Ehefrau. Ihr Sohn Peter hatte an der Universität Berkeley Land- und Forstwirtschaft studiert und war dort zum ‚associate professor for water research‘ aufgestiegen. Pjotr war 26 Jahre alt, unverheiratet, ein blonder, sportlicher Typ von mittlerer Größe. Trotz seiner Jugend hatte er sich bereits einen Namen als Erstbesteiger mehrerer Berggipfel in Alaska und Peru gemacht.

Sal Zuckerman hatte in den Jahren vor seinem Tod seine beiden Freunde samt deren Familien mehrmals nach Houston eingeladen, und man hatte bei diesen Gelegenheiten die alten Zeiten hochleben lassen.

Die öffentlichen Medien waren voll von Berichten zum Tod des Öl-Milliardärs. Neben seiner Tüchtigkeit verbunden mit finanziellem Geschick,

wurde dabei auch auf seine Freigiebigkeit hingewiesen. Er hatte Spitäler, Schulen, Universitäten, karitative Einrichtungen und manches mehr finanzierte.

Besonderes Interesse erlangte jedoch sein bemerkenswertes Testament. Die Hälfte seines enormen Vermögens war für Anna vorgesehen. Seine zweite Frau, die bei der Scheidung großzügig abgefunden worden war, sollte nun leer ausgehen.

*Die andere Hälfte hingegen sollte zwischen seinen drei Gefährten aus der Soldatenzeit aufgeteilt werden bzw. zwischen deren Nachkommen.*

Während der Aufenthalt von Pjotr und Ivanko in den USA wohl bekannt war, lag das Schicksal von Lev Nikolajewitsch Volkov im Dunkeln. Alles was herausgefunden werden konnte, war, dass die Karriere des Offiziers der Weien noch vor deren endgültiger Niederlage offenbar einen jähen Abbruch erlitten hatte. Bei einem Unternehmen im Ochotskischen Meer war das von ihm kommandierte Schiff gescheitert. Dabei kamen eine Anzahl von Soldaten und Matrosen um, für deren Tod er verantwortlich gemacht wurde. Er wurde degradiert – zu einem Kriegsgerichtsproe kam es infolge der allgemeinen Auflösungserscheinungen aber nicht mehr. Die letzte Nachricht von Volkov stammte aus der Tuwa, wohl einem der abgelegensten Gebiete der Sowjetunion. Dann verliert sich seine Spur in der Weite Sibiriens.

Die Auerordentlichkeit von Zuckermans Testament bestand nun darin, dass er darauf bestand, dass das Schicksal Volkovs aufgeklärt werden müsse. Es sei festzustellen, ob Lev Nikolajewitsch noch am Leben sei, und wo er sich befinde. Falls er nicht mehr am Leben wäre, so sollten seine Nachkommen ein Sechstel von Sals Vermögen erben.



Erst wenn dies alles notariell beglaubigt feststünde, könne die für Zuckermans Schicksalsgenossen gedachte Hälfte zur Auszahlung gelangen. Es war insbesondere diese Passage, die in der amerikanischen Öffentlichkeit zu kontroversen Diskussionen führte. Denn falls sich Levs Schicksal nicht mehr klären ließe – und dies war nach dreißig Jahren und dem Großen Vaterländischen Krieg nicht unwahrscheinlich – könnten die beiden anderen Gefährten leer ausgehen. Man empfand dies als weitgehend ungerecht, mit angelsächsischem Fairplay nicht verträglich. Die Absicht des verstorbenen Tycoons war jedoch im Testament klar ausgedrückt: er wollte Kreuder und Zasyadko bzw. deren Nachkommen dazu motivieren, sich an der Suche nach Volkov aktiv zu beteiligen.

Mit der Sachlage beginnt die Geschichte vom Erbe der Vier. Erzählt wird sie von Pjotr Petrowitsch Kreuder, einem der Teilnehmer am Unternehmen, Lev Nikolajewitsch in den endlosen Weiten Asiens aufzuspüren. Es war die Suche nach der berühmten Nadel im Heuhaufen – wobei keinesfalls sicher war, dass sie sich überhaupt darin versteckte. Der Versuch, diese außerordentliche Aufgabe zu lösen, führte zu einer Kette merkwürdiger Ereignisse, zu

*Abenteuern abseits vom Alltag.*

## Ayuna

Mir ist es immer noch, als höre ich ihre melodische tiefe Stimme, als sie versprach, unsere Beziehung neu zu begründen, sobald ich von *Svjatoj Nos*, der Nase des Heiligen Geistes, zurückkäme. Aber als ich wiederkehrte war sie nicht mehr da ...

Noch sehe ich sie vor mir am Lagerfeuer sitzen und lausche alten sibirischen Liedern, die sie wie keine andere so melodiös und engagiert sang.

Am Baikal, dem Auge Sibiriens, vollendete sich ihr kurzes Leben.

Lange habe ich mit dem Schicksal gehadert, erst mit der Zeit Frieden gefunden in einem anderen, ruhigeren Herzen.

Ich erinnere mich noch gut an unsere erste Begegnung in einer Winternacht, tief im Altai. Unser vom Vollmond beschienenes Lager strahlte eine romantische Gemütlichkeit aus. Am lustig flackernden und wärmenden Feuer drehte sich ein saftiger Braten. Es wurde Tee getrunken und auch Wodka. Noch jetzt, spüre ich das erwartungsfrohe Gefühl, das mich damals befiel – vergleichbar mit Weihnachten der Kindheit.

Und dann tauchte sie plötzlich auf. Eine strahlende Erscheinung, lange braune Haare, die sie meist offen trug, die hohe schlanke Gestalt in verbräunte Pelze gehüllt. Ihre großen, leicht mandelförmigen Augen, der dunkle Teint ihres ausdrucksvollen Gesichts – unauslöschlich ist mir Ayunas Bild ins Gedächtnis geprägt – jetzt noch nach mehr als fünf Jahrzehnten.

Sie war die große, die einzige Liebe meines Lebens, auch wenn sie nur kurz währte, viel zu kurz. Ein unerforschliches Schicksal riss uns auseinander. Der Tod kennt keine Wiederkehr. Ich bin dann auch mit einer anderen Frau glücklich geworden. Aber das war eine zufriedene Geborgenheit, nicht das Versprechen auf ein wildes, leidenschaftliches Leben ...

Diese Geschichte handelt auch, vielleicht sogar vor allem, von einem wunderschönen Mädchen aus dem innersten Sibirien. Sie war ein Kind der Natur mit außergewöhnlichen Fähigkeiten. Ihre Talente gaben zu großer Hoffnung Anlaß. Ein scheinbar blindes Schicksal hat diesen jungen Menschen jäh aus allem gerissen. Nichts war danach noch so wie vorher. Ayuna hatte sich in den falschen Mann verliebt. Ihre reine, erste Liebe wurde auf bittere Weise enttäuscht ...

## **Sim, der Teufelsanwalt**

Einen Monat nach Sal Zuckermans Ableben wurden die Erben zur Testamentseröffnung nach Texas eingeladen. Sie fand in der Kanzlei des Anwalts Simon Smeterlay in Houston statt.

Simon, allgemein nur Sim genannt, war Zuckermans bevorzugter Rechtsvertreter. Als Wirtschaftsanwalt war er im Ölgeschäft groß geworden und seit den Dreißigerjahren ausschließlich für Sal tätig gewesen, in den letzten Jahren auch in familiären Angelegenheiten. Der Ruf seiner Tüchtigkeit war in den vergangenen Jahren weit über Texas hinaus gedungen. Da es Sim schon öfters gelungen war, schier aussichtslose Fälle vor Gericht für sich zu entscheiden,

wurde er von den Medien auch als ‚attorney of the devil‘, also als ‚Teufelsanwalt‘ bezeichnet.

So war es nicht erstaunlich, dass Zuckerman Sim zum Testamentsvollstrecker bestimmt hatte. Und so kam es, dass er die im Testament Bedachten und deren Kinder für Anfang 1950 nach Houston einlud.

Ich reiste gemeinsam mit meinem Vater, Pjotr Petrowitsch Kreuder, an und war schon gespannt die übrigen Erben wiederzusehen.

Da war zunächst Anna Ljowitsch Zuckerman, Sals Tochter. Sie war eine zierliche dunkelhaarige Frau, unverheiratet und Haupterin des Milliardenvermögens ihres Vaters. Ich hatte sie vor einem Jahr zum letzten Mal gesehen, inzwischen hatte sie an der University of Austin in Texas in rekordverdächtig kurzer Zeit ihr Medizin-Studium abgeschlossen.

Anna war eine aparte, intelligente junge Frau, die mir imponierte und für die ich große Sympathie hegte. Trotz ihres Riesenvermögens war sie bescheiden geblieben und trug die Nase nicht hoch, wie es in diesen Kreisen doch wohl häufig üblich ist.

Als nächstes komme ich zu einem weniger angenehmen Zeitgenossen: John Flint, der Sohn von Ivanko Zasyadko. Da sein Vater in schlechtem Gesundheitszustand war, erschien er als sein Bevollmächtigter. Mir war er nie sonderlich sympathisch gewesen. Seine Haupteigenschaft war seine Schönheit. Ja, er war das was man einen schönen Mann nennt, wie aus einem Modejournal entsprungen. Sportliche Figur, dunkler Teint, markantes Gesicht, halb lange schwarze Haare. Letzteres war damals eine Seltenheit, und eines seiner Markenzeichen. Ein anderes war, dass er nie etwas rechtes gelernt hatte und wohl

auch keinen rechten Beruf ausübte, wenn man Playboy nicht als solchen ansieht. Die Frauen liefen John in Scharen nach. Er war bisher seinem Vater und damit indirekt Sal Zuckerman auf der Tasche gelegen.

Als wir uns im Büro des Teufelsanwaltes trafen, musste ich mich zusammennehmen, ihm meine Abneigung nicht zu deutlich merken zu lassen. Als John dann Anna begrüßte, beobachtete ich ihre Reaktion. Als echter Frauenheld – womanizer würde man wohl heutzutage sagen – wusste er genau, wie er die Damen behandeln musste. Bei Anna traf er offenbar genau den Ton, denn sie unterhielt sich ausgezeichnet mit ihm. Ich war jedenfalls nach Johns Auftritt bei ihr abgemeldet. Sei es wie es sei, ich konnte es nicht ändern ...

Als letzter der Runde erschien Sim. Ich kannte sein Bild zwar aus Zeitung und Fernsehen. In der Realität war er kleiner und wirkte ungemein drahtig und durchtrainiert. Er war ein leidenschaftlicher Sportsmann. Golf, Polo, Reiten, Fechten, Bergsteigen – in all diesen Luxusportarten stellte er seinen Mann.

Als ich ihn näher kennen- und schätzen lernte, stellte sich heraus, dass er deutlich älter war, als er aussah, nämlich schon Mitte vierzig. Jurist war seine zweite Karriere; er hatte zunächst als Erdölbauingenieur sein Brot verdient und dabei in weiten Teilen Asiens und Afrikas nach Öl gebohrt.

Mir gefiel an Sim, dass er ohne lange Herumrederei die Öffnung des Testaments vollzog. Viel Neues bekamen wir dabei nicht zu hören. Die Sachlage stellte sich so dar, wie sie von den öffentlichen Medien in den vergangenen Wochen schier endlos wiedergekaut worden war.

Interessant war, wie Sim den verschiedenen Erben gegenübertrat. Mit Anna, die er als Familienanwalt wohl gut kannte, war er ein Herz und eine Seele.

Meinem Vater und mir trat er respektvoll gegenüber, keineswegs aber unterwürfig.

John allerdings, der die dritte Partei repräsentierte, behandelte er herablassend. Er lies ihn fühlen, dass er ihn für einen Nichtstuer und Tunichtgut hielt. Weshalb er dies tat, war mir zunächst unklar. Vermutlich wollte er von Anfang an für klare Verhältnisse sorgen und ihm zeigen, wer im Weiteren das Sagen hatte. Da sich John diese Art nicht bieten lassen wollte, gerieten die beiden von Anfang an mehrmals hart aufeinander. Erst als in einer Pause Anna auf Sim einsprach, um John in Schutz zu nehmen, nahm sich Sim etwas zurück.

Dann ging es ans Eingemachte.

Sim verlas jene Passage des Testaments, die in der Presse für soviel Diskussionsstoff Anlaß gegeben hatte. Wenn Lev Nikolajewitsch Volkov aufgefunden würde oder im Falle des Ablebens seine eventuellen Nachkommen ausgeforscht, so würde er sowie mein Vater und Zasyadko je ein Sechstel von Zuckermans Vermögen erben. Die andere Hälfte war Sals Tochter Anna zugedacht. Falls es nicht gelänge, Volkovs Schicksal oder das seiner Kinder zu klären, so gingen auch wir leer aus und diese Hälfte von Sals Milliarden verfiel wohltätigen Zwecken.

Nachdem Sim mit der Präsentation dieser uns wohlbekannten Klausel geendet hatte, herrschte minutenlanges Schweigen.

Auf Johns Einwand, diese Passage anzufechten, reagierte Sim wie erwartet. All das habe er im Vorfeld selbstredend geprüft – aber eine Anfechtung sei natürlich lachhaft und habe bei den Gerichten keinerlei Chancen. Der Erblasser könnte in diesem Fall vorschreiben, wie ihm beliebt. Natürlich stünde es John frei,

auf seinen Anteil zu verzichten, wandte sich Sim zynisch an diesen. Dieses Geld würde dann zwischen die anderen Erben aufgeteilt. Johns Kopf lief rot an.

Aber Sim würde seinen diabolischen Titel nicht verdient haben, wenn er sich nicht eine Strategie zur Bewältigung des Problems zurechtgelegt hätte. Und diese präsentierte er uns nun.

„Das Testament enthält ein Zusatzprotokoll“, erklärte er. „Sal Zuckerman hat es mit meiner Hilfe aufgesetzt“, zeigte er sich ganz in seinem Element. „Es soll eine Expedition nach Russland ausgerüstet werden, die nach dem Verbleib Lev Nikolajewitsch Volkov forschen soll. Entweder wir finden ihn oder sein Schicksal und jenes möglicher Nachkommen lässt sich zumindest eruieren. Ich werde die Expedition begleiten und werde ihren Ausgang vor Gericht dokumentieren“.

„Aber wo sollen wir suchen? Russland ist riesig. Und wer garantiert uns, dass Lev dort geblieben ist. Er könnte auch in die Mongolei oder sonst wo nach Zentralasien abgewandert sein“, warf ich ein.

„Sehr richtig“, bemerkte Sim. „Die erste vernünftige Bemerkung zum Thema“, lobte er. „Aber selbstverständlich habe ich vor unserem Treffen Erkundigungen eingezogen. Tatsächlich habe ich die Zeit seit Sals Tod fast mit nichts anderem verbracht, als nach Volkovs Schicksal zu forschen. Unsere Handelsverbindungen in die Sowjetunion, die in die Dreißigerjahre zurückreichen, haben sich diesbezüglich als wertvoll erwiesen. Ohne die Kontakte des Zuckermanschen Erdöl-Imperiums mit russischer Politprominenz könnten wir das Unternehmen gleich abblasen. Denn jetzt in der Nachkriegszeit ist halb Sibirien militärisches Sperrgebiet, dessen Betreten für gewöhnlich Sterbliche streng untersagt ist und aus dem nur spärliche Informationen nach außen gelangen“.

„Nichtsdestotrotz war unser Simon erfolgreich“, ergriff nun Anna, die bisher geschwiegen hatte, das Wort. „Volkov hält sich möglicherweise in der Altai-Region auf, an der Grenze zur Mongolei und nach China. Es war nicht leicht das herauszufinden und hat auch einiges an Schmiergeld gekostet“.

„Angeblich wurde er nach Kriegsende dort gesehen, aber natürlich muss das Gerücht nicht stimmen“, schwächte Sim Annas Bekanntgabe ab.

„Also rüsten wir eine Expedition dorthin aus“, mende sich nun mein Vater ein. „Ich bin zu alt, um die Strapazen eines derartigen Unternehmens auf mich zu nehmen, obwohl ich Sibirien gerne noch einmal gesehen hätte, bevor ich den Löffel abgebe. Aber wie ich meinen Sohn kenne, wird er mich würdig vertreten“.

Ich nickte zustimmend.

„Auch ich komme mit“, beteiligte sich nun auch John. „Es wäre doch gelacht, wenn wir den alten Volkov nicht aufstöbern. Aber wer trägt die Kosten?“

„Das lass unsere Sorge sein“, antwortete Anna. „Die Finanzierungsfrage ist im Zusatzprotokoll geregelt. Fein jedenfalls, dass alle mitkommen. Ich selbst werde natürlich auch dabei sein ...“.

„Zwecklos, es der Lady ausreden zu wollen“, verkündete Sim. „Als ich es nur ansatzweise versuchte, wollte sie mir gleich die Zuckerman-Vollmacht kündigen“, meinte er grinsend.

„Eure Teilnahme voraussetzend haben wir mit den Vorbereitungen des Unternehmens bereits begonnen“, erklärte Anna. „Die Logistik ist eine Sache, aber



da hat ja Zuckerman einige Erfahrung bei Expeditionen zur Exploration von Öllagerstätten“.

„Die Schwierigkeit besteht in der diplomatischen Vorbereitung“, schloß Sim die Diskussion. „Damit war ich in den letzten Tagen praktisch rund um die Uhr beschäftigt. Wir finanzieren offiziell als Amerikanisch-Russische Expedition zur Erforschung von Lagerstätten sibirische Bodenschätze, wie Erdöl und Gold. Um dieses gemeinsame Unternehmen zu ermöglichen, bedurfte es gewaltige Anstrengungen auf politischer Ebene. Sogar der Gouverneur von Texas war dabei eingeschaltet“.

## **TEIL I: IM ALTAI**

### **Die Reise nach Sibirien**

Die Vorbereitungen der Zuckerman-Expedition erwiesen sich als schwierig und beanspruchten noch Wochen. Ende der Vierzigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts befanden sich die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion im kalten Krieg. Jede Reise von Bürgern ins gegnerische Land bedurfte besonderer diplomatischer Prozeduren, die meist langwierig waren. Und ein Vordringen in manche Gegenden Russlands war ein Ding der Unmöglichkeit, wenn sie als militärische Sperrzone galten.

Dass wir es schließlich doch schafften, die Erlaubnis zu erlangen, nach Sibirien einreisen zu können, war dem Geschick von Sim zuzuschreiben. Aus seiner Zeit als General-Bevollmächtigter Sal Zuckermans hatte er Verbindungen in hohe Kreise der politischen Entscheidungsträger. Zuckerman hatte schon vor dem großen Vaterländischen Krieg gemeinsam mit sowjetischen Ingenieuren sibirische Erdölfelder ausgebeutet, und diese Kontakte kamen uns nun zugute. Der Teufelsanwalt war auch erfahren genug, um die richtigen Entscheidungsträger für sich zu gewinnen. Im Klartext: er wusste, wen es in welchem Ausmaß zu ‚schmieren‘ galt. Dies ermöglichte nicht nur, dass wir eine Aufenthaltserlaubnis in ansonsten sogar für normale Sowjetbürger gesperrte Grenzgebiete erhielten, sondern auch die nicht unbeträchtliche Expeditions-Ausrüstung importieren durften. Da Geld keine Rolle spielte und Sim auch zur US-Army gute Kontakte unterhielt, stellte uns diese ein Großraumflugzeug zum Transport zur Verfügung.

Nach Abschluß all dieser Vorbereitungen startete die Expedition Ende Februar 1950. Von Houston flogen wir über San Francisco nach Anchorage. Die Temperaturen und Schneemengen dort gaben uns einen Vorgeschmack auf den Winter, der uns in Sibirien erwartete. In Nome verließen wir den Boden Alaskas und setzten unseren Flug nach Russland fort. Ich erinnere mich noch gut ans Überfliegen der Halbinsel Kamtschatka, wo der weiße Kegel *Kluczevska-Ya Sopka*, der höchste Vulkan Asiens, ein eindrucksvolles Bild bot.

Unser nächstes Ziel war Chabarowsk, im fernen Osten der Sowjetunion, wo wir auf einem Militärflughafen landeten und von hochrangigen Parteifunktionären in Empfang genommen wurden. Er gab das in Russland übliche Begrüßungsdinner mit vielen Toasts und noch mehr Wodka. Danach wurde die Ausrüstung in einen Güterwagen verladen, und wir reisten mit der legendären Transsibirischen Eisenbahn gegen Westen. Wir selbst bekamen Abteile in einem luxuriös anmutenden Wagon zugewiesen, der für uns reserviert war. Üblicherweise reisten wohl hohe Parteibonzen darin. Neben der tief winterlichen Landschaft Ost-Sibiriens sind mir die überheizten Abteile und die Unmengen an *Chay*, schwarzen Tee, in Erinnerung geblieben, die uns die Schaffnerin zu jeder Tages- und Nachtzeit servierte. Die roten Plüschsitze konnten in der Nacht als Betten umfunktioniert werden.

Nach einigen Tagen unterbrachen wir unsere Reise in *Irkutsk*, wo wir sogar vom Gouverneur der Hauptstadt des sibirischen Ostens empfangen wurden. Dort wurden uns auch einige offizielle Begleiter mitgegeben, ohne welche ein Aufenthalt von Ausländern in einer Diktatur nicht möglich war. „Sie dienen den Russen dazu, um sie über unsere Absichten und Bewegungen zu informieren“, stellte Sim lapidar fest.

Wie bereits erwähnt, firmierte offiziell unser Unternehmen als russisch-amerikanische Expedition zur Erforschung der Ausbeutung sibirischer Bodenschätze. Dieser Trick war es, durch den es Sim gelungen war, unsere Reise mit all der Ausrüstung zu bewerkstelligen. Nach mehreren Tagen Aufenthalt, die wir in einem Hotel für Politfunktionäre verbrachten, ging es weiter nach *Novosibirsk*, der Metropole West-Sibiriens. Nach Ergänzung unserer Ausrüstung setzten wir unsere Eisenbahnfahrt mit einer Seitenlinie der Transsib fort. Von *Novosibirsk* reisten wir Richtung Süden, wo in *Barnaul* unsere Zugsfahrt endete. Dort stiegen wir in Lastkraftwagen um, auf denen auch unser Expeditionsgut verladen wurde. Mit dem Luxus der Zivilisation war es nun endgültig vorbei. War schon die Fahrt nach *Barnaul* weit weniger bequem als auf der Hauptstrecke gewesen, glich die Fahrt in den LKWs einer Tortur. Wir rumpelten über ein von Schlaglöchern übersäte Piste, was durch den Schneebelag nur wenig gemildert wurde. Zudem zog es im Fahrgastraum wie in einem Vogelhaus. Zum Glück hatten wir uns in *Irkutsk* mit solider Fellkleidung ausgerüstet, um den sibirischen Winter zu trotzen.

Nach mehreren hundert Kilometern anstrengender Fahrt gelangten wir schließlich nach *Gorno-Altai*, wo wir einen kurzen Halt einlegten.

Ein, zwei Tagesreisen hinter *Gorno-Altai* begannen die Bergketten des Altai. Schließlich erreichten wir mitten in der Waldeinsamkeit einen größeren Gebäudekomplex.

„Unser Basiscamp“, stellte Sim fest. „Von hier ab geht’s mit Pferden und Maultieren weiter, da die Piste hier endet“. Später stellte sich heraus, dass dies keineswegs der Fall war und man – zumindest, in der schneefreien Jahreszeit – mit Geländewagen bis zur chinesisch/mongolischen Grenze gelangen konnte. Aber in dieses Sperrgebiet war der Eintritt selbst privilegierten Ausländern verboten.

Unsere Unterkunft erwies sich als militärische Anlage. Das Kasernengebäude, das uns zugewiesen wurde, war vollkommen ausgekühlt. Die ersten beiden Nächte mussten wir bei einer Temperatur weiter unter dem Gefrierpunkt in unserer Pelzkleidung schlafen. Erst nach mehrmaliger Intervention beim Lagerkommandanten erhielten wir einen Kanonenofen mit dem nötigen Heizmaterial, sodass unser Aufenthaltsraum, der gleichzeitig als gemeinsamer Schlafsaal diente, allmählich erwärmte.

„Verdammt“, unkte John unwirsch, „weshalb müssen wir gerade im Winter nach Sibirien, wo doch jedermann weiß, dass es da arschkalt ist. Wir holen uns noch den Tod bei dieser arktischen Kälte. Welcher Dummkopf hat das so organisiert?“

„Weil wir mit unserer Suche nach der Nadel im Heuhaufen so früh wie möglich beginnen wollen“, erklärte Sim. „Und auf Weicheier kann bei keine Rücksicht genommen werden“, fügte er spitz hinzu. Derartige Sticheleien zwischen den beiden waren an der Tagesordnung. Ein Grund hierfür lag sicherlich darin begründet, dass beide um Annas Gunst konkurrierten. Wenn dieses Verhalten ausartete, so konnte sich dies in der Altai-Wildnis als verhängnisvoll erweisen.

Ich wollte eben ein ernstes Wort mit beiden sprechen, als Vladimir Sorokin eintrat, einer uns in Irkutsk beigestellter ‚Begleiter‘. Er bat Sim und mich mitzukommen. Einheimische Altai-Bewohner hatten Pferde und Maultiere herbeigebracht, die sie uns für unser weiteres Unternehmen als Reit- und Lasttiere verkaufen wollten. Obwohl mir der Preis als übertrieben hoch erschien, zahlte Sim die genannte Summe anstandslos.

„Weshalb versuchst Du nicht zu handeln, das ist in Asien doch der Brauch“, meldete ich Kritik am Kaufpreis an. „Vermutlich schneiden unsere Begleiter da einiges an Rubel mit“.

„Das ist mir schon klar“, antwortete Sim. „Aber eben deshalb zahle ich den vollen Preis – mir ist das Wohlwollen von Sorokin und seinen Genossen wichtiger als die paar Dollar vom Zuckerman-Vermögen“.

„Die Genossen werden uns für dumm halten“, widersprach ich. „Es kann nicht schaden, wenn man vom Gegner unterschätzt wird“, entgegnete Sim. „Und zu Gegnern werden unsere Überwacher mit Sicherheit, sobald sie feststellen, das wir ins Sperrgebiet eindringen, was wir vermutlich tun müssen, um Lev Nikolajewitsch zu finden. Übrigens gefällt mir dieser Sorokin keineswegs. Er hat so einen lauernden Blick, als schätze er uns als Beute ein. Wir sollten uns vor ihm in acht nehmen ...“.

Wir ahnten nicht, wie schnell sich Sims Argwohn bestätigen sollte – allerdings auf andere, gänzlich unerwartete Weise.

## **Ein Brandanschlag**

Der nächste Tag brachte zwei Begegnungen, die sich für den Verlauf unserer Expedition als wertvoll erweisen sollten.

Zunächst wurde uns vom Kommandanten des Lagers ein Russe vorgestellt, der mir – ganz im Gegensatz zum Eindruck, den Sorokin auch auf mich machte, am ersten Blick sympathisch erschien. Es handelte sich um einen vierschrötigen,

etwas beleibten Sibirjaken, dessen rotes Gesicht zeigte, dass er einen oder auch mehreren Schluck Wodka nicht abgeneigt war. Sein Name war Alexej, und er sollte als Koch fungieren. Er erwies sich als Faktotum, der auch aus knappen Vorräten vernünftige Speisen produzieren konnte. Zudem war er ein ausgezeichneter Gitarrespieler und bescherte uns mit seiner wohlklingenden Bassstimme manch stimmungsvollen Abend. Trotz seines Leibesumfanges bewegte er sich gekonnt und ausdauernd im Gelände, welches er von früheren Aufenthalten ausreichend zu kennen schien.

Denn zweiten Neuzugang hatte Sim herbeigezaubert. Wir benötigten einen Führer, der die Altairegion, auch ihre abgelegenen Teile, gut kannte. Mit einem von Sorokin vorgeschlagenen Einheimischen waren wir nicht zufrieden, da er sich schon nach kurzem Nachhaken als zu wenig kompetent erwies. Jetzt war guter Rat teuer, aber als Sim in Alexej drang, empfahl dieser nach einigem Zögern einen Russen, den er schlicht als Nr. 484 bezeichnete. Es handelte sich um einen ehemaligen Strafgefangenen, der nach seiner Entlassung in Sibirien geblieben war. Meist war er als Jäger in der Altai-Provinz unterwegs, die er angeblich so gut wie kaum ein anderer kannte. Das Zögern Alexejs war deshalb erklärlich, weil frühere Sträflinge in Russland meist als wenig vertrauenswürdig eingestuft wurden. Zur Zeit hielt sich die Nr. 484 im Lager auf, um seine erbeuteten Felle an den Mann zu bringen und seine Vorräte zu ergänzen. Dass sich diese Tatsache als enormer Glücksfall für uns herausstellen sollte, war uns damals natürlich noch nicht bewusst. Aber Sim trieb 484 auf und verließ sich auf seine Menschenkenntnis und nicht das Strafregister. Von einem typischen Juristen hätte man zwar eher das Gegenteil erwartet – aber Sim war eben ein gänzlich unorthodoxer Anwalt.

Die Nr. 484 erwies sich als ganz anderer Typ als Alexej. Groß, hager, fast dürr, ging er vorübergebeugt, und wirkte in sich gekehrt und seltsam abwesend. Nach wenigen Sätzen erkannten wir einen gebildeten Russen, der schon in der

frühen Stalinzeit vom europäischen Russland nach Asien verbannt wurde. Über sein Vergehen, das ihn ins sibirische Straflager geführt hatte, hat er – auch später – nie gesprochen. Es muss irgendetwas Politisches gewesen sein. Seinerzeit genügte schon eine bloße Denunziation um 25 Jahre aufgebrummt zu bekommen.

Da wir uns bei seiner Ortskenntnis auf Alexejs Urteil verließen, boten wir ihm den Job als lokalen Führer der Expedition an. Trotz des von Sim angesprochenen hohen Betrages zeigte sich der Ex-Sträfling wenig interessiert. „Ich will meine Freiheit nicht für Geld aufgeben, auch wenn es mehr als ein paar Kröten sind“, meinte 484. „Ich habe lange genug nach der Pfeife von jemand anderen tanzen müssen – weshalb soll ich es nun wieder tun, noch dazu freiwillig?“ Mir imponierte diese Einstellung. Ein prachtvoller Mensch – aber wie konnten wir ihn dazu bewegen, mit uns zusammenzuarbeiten?

Was dann den Umschwung in der Meinung des Jägers bewirkte, war Sims geschickter Schachzug, der Nr. 484 die Ursache unseres Hierseins zu erzählen. Als er nämlich den Namen Lev Nikolajewitsch Volkovs vernahm, wuchs sein Interesse schlagartig. Und schon nach kurzer Überlegung wurden wir mit ihm einig. Auf meine Frage, worauf sein Meinungsumschwung zurückzuführen sei, zeigte sich 484 allerdings zugeknöpft. „Lassen wir es dabei, dass ich euch führen werde – weshalb sei dahingestellt. Auch kann ich keine Garantie abgeben, dass wir den Gesuchten finden werden“. Und dann fügte er noch hinzu: „Fragt mich auch nicht nach meinem Namen. Ich habe ihn vergessen. Es genügt, mich 484 zu nennen“.

\*

Schon in der ersten Nacht bewies unser neuer Führer, wie wertvoll er war. Am nächsten Morgen wollten wir aufbrechen. Von da an waren Zeltlager



angesagt. Es sollte also unsere letzte Nacht unter einem Dach und in einem Bett sein. Und um ein Haar wäre es unsere letzte Nacht geworden ...

Am Abend gab es mit der Führung unseres Militärcamps das übliche Abschiedsessen. Wieder wurde gegessen, getrunken und getoastet. Ich war sauer, als deutlich wurde, dass Anna allmählich auf Johns Flirtversuche positiv reagierte. Sim und John hatten beide Wodka getrunken und krachten wieder grundlos zusammen. Es war klar, dass Sim auf Johns Erfolg eifersüchtig war. Als die Auseinandersetzung eskalierte und ich schon energisch einschreiten wollte, beruhigte Alexej die Situation durch eine Reihe melodischer sibirischer Gesänge, untermalt durch gekonntes Gitarrespiel. Mir war jedoch die Stimmung verdorben und ich beschloß, mich niederzulegen. Die anderen kamen nach einiger Zeit nach und fielen rasch in Morpheus Arme, wie ihre regelmäßigen Atemzüge bewiesen. Ich hingegen konnte lange Zeit nicht einschlafen. Ich ermartete mir mein Gehirn, weshalb Anna, die ich bisher als überaus vernünftig eingeschätzt hatte, sich in einen Typen wie John verlieben konnte. Verschiedene Sprüche über die Vernunft der Frauen kamen mir in den Sinn ...

Schließlich muss ich doch eingeschlafen sein, aber mit einem Mal war ich hellwach. Mein langes Wachbleiben und der erste, noch leichte Schlaf rettete damals womöglich unser aller Leben.

Was hatte mich geweckt? Ich vernahm ein unbestimmbares Geräusch. Und jetzt stieg ein seltsamer Geruch in meine Nase – schwach, aber doch deutlich roch es nach Benzin. Ich fuhr auf ... Was konnte das sein? Es war stockdunkel, aber – in jahrelanger Gewohnheit als Tourengeher – hatte ich meine Stablampe sofort bei der Hand.

Als ich sie anknipste erklang zeitgleich ein lauter Knall, gefolgt von zwei, drei ähnlichen Explosionen. Zur selben Zeit leuchtete eine Stichflamme vom Eingang her auf, und eine betäubende Welle von Benzin-Geruch verbreitete sich.

Mir war sofort klar, dass für uns alle Lebensgefahr bestand. Irgendein Benzinkanister war offenbar am Eingang zum Schlafsaal explodiert, und die Einrichtung hatte bereits Feuer gefangen. Die Fenster waren geschlossen und zudem vergittert. Beißender Rauch begann sich rasend schnell zu verbreiten.

Als erstes weckte ich die Gefährten. Anna, die ebenso wie ich wenig getrunken hatte, war bereits wach. Ich schüttelte Sim und John. Ein heilloses Durcheinander begann. Nur Alexej behielt die Fassung. Geistesgegenwärtig kämpften wir uns den Weg zur geschlossenen Tür, indem wir die Flammen mit Decken zu dämpfen versuchten. Die Tür, die aus Eisen war, glühte bereits. Dennoch versuchten wir sie, mittels über unsere Hände gestülpten Decken, zu öffnen. Fehlanzeige – die Tür ließ sich nicht öffnen. Entweder sie klemmte oder sie war – von außen – versperrt. Zwei verkohlte Benzinfässer bei der Tür, die vorher nicht da waren, sprachen für letzteres.

Ein Brandanschlag, schoß es mir durch den Sinn. Wer war der Urheber? Aber ich hatte nicht die Zeit, mich mit dieser Frage zu befassen. Da der Rauch immer dichter wurde, blieb uns keine andere Wahl, als die Fenster zu öffnen. Der entstehende Luftzug fachte das Feuer erneut an, aber andernfalls wären wir wohl alle erstickt. Dennoch wäre es uns wohl schlecht ergangen, wenn nicht plötzlich die Tür aufflog. Die Nr. 484 stand im Türrahmen, hob als erstes die bereits zu Boden gesunkene Anna wie ein Kind auf und trug sie ins Freie.

Wir waren gerettet! Ohne unseren neuen Führer wäre die Angelegenheit für uns wesentlich dramatischer ausgegangen. Da er die Einsamkeit gewohnt war,

hatte er das Abendessen gemieden und hatte in seiner Hütte am Lagerrand geschlafen. Die Explosion der Benzinfässer hatte ihn geweckt. Und zum Glück für uns hatte der Schlüssel außen in der versperrten Tür gesteckt und so war es ihm ein leichtes zu retten.

Außer einer leichten Rauchgasvergiftung, die ein paar von uns erlitten hatten, war die Sache für uns glimpflich ausgegangen. Nur Johns Haarpracht hatte etwas gelitten, und war angesengt worden. Er schwor dem Brandstifter Rache.

Doch wer war der Übeltäter und weshalb wurde der Anschlag ausgeübt? Die Nr. 484 meinte er hätte eine schattengleiche Gestalt im Feuerschein weghuschen gesehen, als er zur Tür rannte. Und als wir überprüften, wer abgängig war, zeigte es sich, dass Sorokin sowie ein anderer ‚Begleiter‘ fehlten.

Aber weshalb wollte und Sorokin und sein Kumpane ans Leder? Um das herauszufinden, aber auch um ihn gebührend zu bestrafen, wollten wir uns bei Tageslicht an seine Fersen heften.

## **In den Fängen der Dunganen**

Die Spur von Vladimir Sorokin und seines Begleiters war leicht zu verfolgen. Es hatte in der Nacht leicht geschneit, und eine dünne Schneedecke überzog die Berglandschaft. Nr. 484 spornte uns zur Eile an: „Das Wetter macht mir Sorgen“, meinte er. „Wenn es erneut zu schneien beginnt, wissen wir nicht, wohin sich die Flüchtenden wenden. Es könnte auch sein, dass es Schneesturm gibt, die Zeichen sprechen jedenfalls dafür“.

Unsere Pferde erwiesen sich als überaus ausdauernd. Nachdem wir – nur durch einige kurze Pausen unterbrochen – viele Stunden bergauf geritten waren, ging die Nr. 484 mit seinen drei Männern daran, ein Nachtlager vorzubereiten. Geschickt hatte er eine windgeschützte Stelle am Fluß einer Bergwand ausgewählt, und bald brannten zwei Lagerfeuer. An einem wurde abgekocht, am zweiten trockneten wir unsere Sachen. Holz gab es in dieser Höhe noch genug – erst weiter oben im Hochland war es Mangelware und die Benzinkocher würden zum Einsatz kommen. Rasch waren zwei Zelte aufgestellt, eines für Anna, Sim, John und mich, das andere für unsere sibirische Truppe.

Alle hatten die mit dem langen Ritt verbundenen Strapazen gut weggesteckt. Auch Anna zeigte sich überraschend frisch und half bei der Vorbereitung der Mahlzeit. Nach einer kräftigen Bortschsuppe, gewürzt mit sibirischen Kräutern, gab es Lammfleisch, das vorsorglich vom Camp mitgenommen worden war. Der Vorschlag von Nr. 484 einen Koch namens Alexej für die Expedition anzuwerben, machte sich gleich am ersten Tag bezahlt.

Neben seinen Kochkünsten bereicherte er nämlich auch als Musiker das Lagerleben. Nach dem Essen brachte Alexejs eine Gitarre zum Vorschein und begann – im Verein mit Nr. 484 und den anderen beiden Sibirjaken – einheimische Lieder anzustimmen. Meist handelten sie von Verbannung, Flucht, Liebe und Tod. Die schwermütigen Melodien versetzten die Freunde in eine romantische Stimmung. Zumindest Anna und ich verstanden die Texte, und bald stimmten wir in die sehnsuchtsvoll-traurigen Gesänge mit ein.

Dazu wurden Unmengen von Chay, schwarzen Tee, dem Nationalgetränk der Russen, getrunken. Der hochstehende, im Zunehmen begriffene Mond tauchte die Versammlung in ein fast mystisches Licht. Ich fühlte mich langsam geradezu in Trance gleiten.

„Das sind nicht nur die Lieder von unglücklicher Liebe, verratener Freundschaft, Gefangenschaft und Tod“, flüsterte mir Nr. 484 zu, der meine romantische Stimmung beobachtet hatte. „Alexej hat ‚sibirisches Gras‘ in den Tee getan. Das sind bestimmte Flechten, die eine berauschende Wirkung ausüben. Hierzulande ersetzen sie den Wodka, wenn keiner vorhanden ist“.

Also waren es nicht nur die Gesänge allein, welche die romantische Stimmung hervorriefen. Um Mitternacht legte Alexej die Gitarre weg. Morgen erwartete uns wieder kein leichter Tag. Wir schlüpfen in unsere Schlafsäcke und verkrochen uns in unsere Zelte. Wir ahnten nicht, dass dieser Abend auf längere Zeit der letzte voll Gemütlichkeit und Romantik sein sollte.

Der nächste Morgen erwies sich als schneidend kalt. Die Sicht war glasklar und offenbarte eine grandiose Bergszenerie. Eine Kette schneebedeckter Gipfel breitete sich vor uns auf. Mein Höhenmesser zeigte 2800 Meter.

„Keine Ahnung, was die beiden Flüchtigen hier oben suchen“, meinte Nr. 484. Doch das Rätsel sollte sich bald lösen. Schon am frühen Vormittag stießen wir auf ein Nachlager der Verfolgten. Die Stelle zeigte lediglich die Abdrücke zweier Schlafsäcke, jedoch keine Feuerstelle und keine Reste einer Mahlzeit. Die beiden waren nach dem Anschlag offensichtlich in derartiger Eile vom Camp aufgebrochen, dass sie keine Vorräte mitnehmen konnten. Aus der Beschaffenheit der Spuren, die sie beim Aufbruch hinterlassen hatten, betrug ihr Vorsprung nur noch ein paar Stunden. Da sich in der Folge herausstellte, dass eines ihrer Pferde zu lahmen schien, waren wir sicher, sie noch heute Nachmittag einzuholen. Das geschah dann sogar noch früher – aber anders, als gedacht.

Im Laufe des Vormittags wurde es rasch wärmer. Die dünne Schneedecke schmolz innerhalb kurzer Zeit fast völlig. Wir sahen allerdings keine Schwierigkeit, die Flüchtigen zu verfolgen. Denn wir befanden uns in einem ansteigenden Tal mit ausgeprägten Wänden, und der Weg war somit vorgezeichnet.

Die Sonne entwickelte eine enorme Kraft. Wir entledigten uns der Pelzjacken und krepelten die Ärmel unsere Flanellhemden auf.

„Das Wetter ist nicht normal“, meinte Nr. 484 und beobachtete besorgt den Himmel. Der war von nie gesehener Klarheit, die ich der Höhenluft zuschrieb. „Nein, nein“, unkte Nr. 484 weiter. „Und die Hitze kommt auch nicht von der Sonne. Zu dieser Jahreszeit besitzt sie noch nicht diese Stärke. Wenn es das ist, was ich denke, dann sollten wir uns bald einen geschützten Platz suchen, am besten eine Höhle ...“.

„Was soll schon groß kommen“, entgegnete John. „Es schneit nicht mehr, und der Himmel ist wolkenlos. Alles ist in besten Ordnung ...“.

Sim entthob die Nr. 484 von einer Antwort. Anstelle unseres Führers, den ebenso wie uns der spöttische Unterton in Johns Bemerkung nicht entgangen war, antwortete der Anwalt mit dem gleichen Sarkasmus „Verzeihung, Mr. Flint, unser Führer, der sein halbes Leben in Sibirien verbracht hat, versteht wohl mehr vom Wetter, als ein Greenhorn aus der Bronx ...“.

Das war scharf, aber stimmig. John lief vor Wut rot an und ich fürchtete, dass die beiden wieder aneinandergeraten würden. Doch da nahm die Situation eine unerwartete Wendung. Von vorne hörte man einen lauten Ausruf, in den eine kehlige Stimme einfiel. Der Ausruf stammte von Alexej, der die Führung

übernommen hatte und eben um eine Talbiegung verschwunden war. Die Laute klangen guttural, fremdländisch, sicher nicht russisch.

Als wir um die Ecke der Felswand bogen, bot sich ein überraschendes Bild. Alexej hielt sein Gewehr im Anschlag, wobei er sein Pferd zur Deckung benützte. Vor ihm standen zwei Gestalten, ebenfalls mit Gewehren bewaffnet, die allerdings einen vorsintflutlichen Eindruck erweckten. Bei unserem Erscheinen ließen sie die Waffen fallen und hoben zögernd die Hände. Der eine von ihnen sprach auf Alexej – und jetzt auch auf die Nr. 484 – in einer Sprache ein, von der ich kein Wort verstand. Insgesamt boten die beiden einen abgerissenen, ja ärmlichen Eindruck. Ihre Kleidung war schäbig und vielfach geflickt, ihre Gesichter wirkten eingefallen.

„Es sind Dunganen, die da weiter hinten im Tal lagern“, teilte uns 484 mit, nachdem das gestenreiche Palaver beendet war. Unser Führer konnte sich offenbar in der Sprache der Dunganen verständlich machen. „Sie leiden großen Hunger, ihre Stammesgenossen sind teilweise krank, und sie haben uns gebeten, ob wir nicht mit unseren Vorräten aushelfen können ... Wenn ihr mich fragt, so sollten wir das nicht tun – am besten gar nicht anstreifen an das Gesindel“.

„Aber wir müssen an sie anstreifen. Hast Du vergessen, dass Sorokin bei ihnen vorbeigekommen ist und sich womöglich noch da aufhält? Jetzt ist mir auch klar, wer sein Begleiter war, der ihn hierher geführt hat. Der trug eine ganz ähnliche Kopfbedeckung wie die Burschen hier“, erwiderte Sim. Dabei handelte es sich um eine hohe Pelzmütze mit einer Krempe. Und in der Tat erinnerte ich mich ebenfalls sofort an jenen Mann, der mir damals im Camp ins Auge gefallen war.

„Darauf habe ich natürlich nicht vergessen. Sie haben Sorokin tatsächlich gefangen und wollen ihn uns ausliefern, wenn wir ihnen Proviant geben – und ein paar Gewehre samt Munition“, fügte Nr. 484 hinzu.

„Letzteres mit Sicherheit nicht. Ersteres werden wir ihnen aber nicht verweigern, denn dies gebietet schon die ganz normale Nächstenliebe“, mischte ich mich ein. Anna und Sim nickten. John äußerte sich nicht. Ihm schien noch die barsche Zurechtweisung von Sim im Magen zu liegen.

Inzwischen waren nach und nach etwa ein Dutzend Dunganen aus dem Tal erschienen. Sie musterten uns mit verschlagenen Blicken, und ich musste mich zusammennehmen, sie in ihrer Abgerissenheit nicht allzu sehr unsympathisch zu finden. Man kann auch arm sein, aber trotzdem ein Minimum an Pflege aufweisen. Diese Kerle starten vor Schmutz. Sie wirkten abgezehrt und hatten offenbar Hunger.

„Ich bin Taito, der Anführer dieses Stammes“, drängte sich ein großgewachsener Dungane vor. Er radebrechte mehr schlecht als recht russisch und wies uns ins Lager, welches sich gleich hinter der nächsten Biegung befand. ‚Lager‘ für die Ansammlung von einigen Zelten war eine übertriebene Bezeichnung. Jetzt, bei Tage und im warmen Sonnenlicht, waren die Matten der Zelteingänge zurückgeklappt und gaben den Blick ins Innere frei. Aber es war nicht die Ärmlichkeit der Ausstattung, sondern eine ganze Reihe bettlägeriger Stammesmitglieder, die uns ins Auge stach. Ein modriger Duft drang aus dem Inneren der Zelte. Im Verein mit dem Stöhnen und Jammern der Kranken ergab das Ganze ein erschütterndes Bild ...

Anna, die wie bereits erwähnt, an der University of California ein Medizinstudium absolvierte, untersuchte einige der Kranken. Schon nach kurzer



Zeit verkündete sie mit ernster Miene ihr Ergebnis: „Auszehrung, Hungerödem, verbunden mit Magen-Darm Erkrankung, Diarrhoe, vielleicht auch Ruhr, vermutlich ansteckend“.

„Wir wollen deshalb machen, dass wir wegkommen“, meinte John. „Schnappen wir uns Sorokin und hauen wir ab, bevor uns dieses herabgekommene Gesindel ansteckt“.

Anna schüttelte den Kopf. „Wir können ihnen doch Hilfe leisten. Ein kleiner Teil unserer Trockennahrung wird einigen das Leben retten. Der Rest ist, fürchte ich, schon zu schwach zum Überleben. Jedenfalls will ich sie medizinisch versorgen, zumindest notdürftig“.

Wir stimmten zu, ohne Johns Einwand weiter zu beachten. „Zuerst aber zum Zweck unseres Hierseins“, erwies sich Sim wieder als praktisch orientiert. „Gospodin Taito, gibt uns Vladimir Sorokin heraus – dann werden wir euch helfen“, erklärte er dem Stammesführer.

Der verstand sofort. Er führte uns zu einem Zelt, in dem – man höre und staune – unser Logistik-Master gut verschnürt lag, bewacht von eben jenem Dunganen, der ihm all die lange Strecke zu seinem Stamm geführt hatte. Als man ihm den Knebel abnahm, mit dem ihm die Dunganen versehen hatten, begann er gar gräulich zu fluchen. Er schwieg erst, als wir drohten, ihm den Knebel wieder zu verpassen. Die Fesseln ließen wir ihm weiterhin angelegt, um sein abermaliges Verschwinden zu verhindern.

Ob ihn sein Fluchthelfer und jetziger Bewacher schon mit dem Ziel zum Dunganen-Stamm gebracht hatte, ihn zu berauben und darüber hinaus vielleicht sogar Lösegeld zu erpressen, blieb dahingestellt. Eine andere Möglichkeit bestand

auch darin, dass die Dunganen unseren Anmarsch beobachtet hatten, sich mehr Chancen durch unsere Hilfe ausgerechnet hatten und Sorokin kurzerhand kassiert hatten.

Sei es wie es sei – Nr. 484 brachte es auf den Punkt: „Die Dunganen sind geborene Räuber, die im gesamten Altai und darüber hinaus gefürchtet sind. Sie haben natürlich gleich erkannt, dass sie uns mit ihren Waffen keineswegs ebenbürtig sind und mit Sorokins Auslieferung wohl rechtzeitig die Kurve gekratzt“.

Inzwischen hatte Anna unter Alexejs Hilfe allen Dunganen ein Mittel gegen Darmerkrankung injiziert. Danach wurde soviel an Proviant verteilt, wie wir entbehren konnten.

Und dann brachen wir auf. Obwohl uns Taito mit unterwürfigen Gesten zum Bleiben einlud, waren wir froh, von seinem Dunganen-Clan wegzukommen. Und dies nicht nur aufgrund der Ansteckungsgefahr. Die unverschämt gierigen Blicke der halbwegs gesättigten Dunganen sprachen Bände. Wenn sie gekonnt hätten, wonach ihnen der Sinn stand, dann hätten die langen Dolche, die sie am Gürtel trugen, wohl heute Nacht Arbeit bekommen.

Sorokin befreiten wir von seinen Fesseln. Sein Pferd wurde jedoch an einem Lasso mitgeführt. John, dessen kostbare Haarpracht beim Feuer im Camp angesengt worden war, gab einen aufmerksamen Wächter für unseren Gefangenen ab.

Jetzt war es an der Zeit herauszufinden, weshalb Sorokin den Brandanschlag auf uns verübt hatte. Ich erwartete, ihn verstockt vorzufinden, aber er erwies sich als mitteilbar. Er war von Zuckermans zweiter Frau Sally engagiert

worden, um uns alle aus dem Weg zu schaffen. Wenn alle im Testament Bedachten von der Erbschaft ausscheiden, konnte sie auf die Erbschaft hoffen. Und der Schlafsaal im Militärcamp ergab für Sorokin die Möglichkeit, uns alle mit einem Schlag zu erledigen.

Ich war über Sorokins unverfrorenem Geständnis verblüfft. Erwartete er sich dadurch Strafmilderung? Ich weiß es nicht. Der Vollständigkeit sollte ich noch beifügen, dass der Kontakt von Sally zum Attentat über die Unterwelt hergestellt worden war. Die Fäden der Mafia erwiesen sich schon damals als international verknüpft.

Wir waren keine Viertelstunde den Weg zurückgeritten, den wir heute vormittags heraufgekommen waren, als Sim, der mit 484 an der Spitze ritt und die ganze Zeit mit jenem leise gesprochen hatte, den Trupp anhielt.

„Was ist Dir bei Deiner Impfaktion aufgefallen?“ wandte er sich unvermittelt an Anna. „Dass ich nur Männer versorgt habe. Frauen waren keine vorhanden“, antwortete sie wie aus der Pistole geschossen.

„Richtig“, setzte Sim fort. „Und wann lassen Eingeborenenstämme Frauen und Kinder zurück? Wenn Gefahr besteht, etwa auf Kriegszügen!“ beantwortete er gleich die von ihm gestellte Frage.

„Kriegszug war das wohl keiner, dazu sind die Dunganen zu unzureichend ausgerüstet und wohl auch nicht fit genug“, fügte ich hinzu.

„Was hat die Dunganen so hoch in die Berge hinaufgetrieben? Schmuggel? Das wäre eine plausible Erklärung, an die ich gleich gedacht habe. Sowohl die chinesische als auch die mongolische Grenze ist nicht weit entfernt. Weiter oben

über den Altaigletscher – und man ist dort. Der Abstieg ist zwar lang und gefahrvoll, aber es kann sich schon auszahlen“, mischte sich nun 484 in die Diskussion.

„Aber wo ist das Schmuggelgut? Wir haben nichts gesehen. Fellballen von Ottern und Zobeln, die im Süden sehr begehrt sind, beanspruchen Platz. Ich bin deshalb, als ihr anderweitig beschäftigt ward, nämlich mit Sorokin und den Kranken, in den Talhintergrund vorgedrungen und ...“, sprach Nr. 484 nicht zu Ende.

„Ja, ich habe es auch gesehen“, unterbrach ihn Anna. „Als ich mit dem Impfen fertig war, bin auch ich vom letzten Zelt ein Stück weiter gegangen, zu einem letzten, abseits liegenden Zelt. Alexej ist zurückgeblieben, aber ich habe den Vorhang zurückgeschlagen. Und da war etwas in der Zeltmitte, von Decken und Fellen umhüllt, das sich bewegte. Die beiden Wächter im Zelt haben mich aber gleich wieder hinausgewiesen. In der allgemeinen Aufregung habe ich vergessen, euch davon zu berichten ...“.

„Menschenschmuggel – ja, das ist es“, resümierte Sim. „Und das dürfen wir nicht auf sich beruhen lassen. Wir müssen nochmals zurück und den Unglücklichen befreien“, fügte er hinzu, wieder ganz Anwalt.

Alle waren einverstanden, diesmal auch John. Wir ritten noch ein Stück weiter, um eventuelle Verfolger im Glauben an unser Weiterreiten zu belassen. Als die Dämmerung anbrach, entzündeten wir ein Feuer. Anna, Alexej und die beiden Sibirjaken blieben mit Sorokin, der wieder gefesselt wurde, zurück. Wir aber ritten vorsichtig zurück. In einiger Entfernung des Dunganenlagers pflockten wir unsere Pferde an. Sim blieb bei ihnen zurück, während 484, John und ich uns auf Umwegen zu dem isolierten Zelt anpirschten. Das Gelände war für unser

Unternehmen günstig, der Mond verbreitete gerade genug Licht, um uns die Orientierung zu gestatten. So dauerte es nicht übermäßig lange, bis wir in die Nähe des Zeltens mit dem rätselhaften Gefangenen kamen.

Und nun kam uns die gute Tat zu Hilfe, welche ich – ohne die Freunde zu informieren – vor unserem Abmarsch begangen hatte. Ich hatte nämlich Taito zum Abschied mehrere Flaschen Wodka zugesteckt, die dieser mit großer Freude annahm. Wenn wir schon nicht entscheidend helfen konnten, dann sollten sich die Dunganen wenigstens einen schönen Abend machen. Und wie es einen Fluch der bösen Tat gibt, so scheint es auch einen Segen der guten zu geben. Einer der beiden Wächter lag stockbesoffen vorm Zelt, der andere hatte im Inneren ein ganzes Sägewerk angestellt. Wir brauchten die beiden erst gar nicht außer Gefecht zu setzen.

Im Lichte der abgeblendeten Taschenlampe näherten wir uns dem Fellbündel in der Zeitmitte. Nichts regte sich, auch keine Atemzüge drangen durch die Verpackung. War der Gefangene etwa erstickt?

Zur Sicherheit, das heißt, um ihn vor unbedachten Lauten zu bewahren, die uns hätten verraten können, sprach ich ihn auf Russisch an. Keine Reaktion.

So schnitten wir vorsichtig die Felle und die Decke auf. Zuerst wurden Stiefel sichtbar. Die Beine waren gefesselt. Wir schnitten die Stricke durch. Langsam setzten wir die Aufschneideprozedur fort. Schließlich langten wir beim Kopf an. Ein dichter grau-gesprenkelter Vollbart wurde sichtbar. Große, schwarze Augen sahen uns an. Wir entfernten den Knebel.

„Heilige Mutter von Kazan“, stieß die Nr. 484 hervor. „*Der Bärenlöter – hier finde ich Dich, Nummer 54*“. Die beiden fielen sich wortlos in die

Arme. Ich glaubte, ein verhaltenes Schluchzen zu vernehmen. Aber ganz sicher war ich mir nicht.

## Im Buran

Die Nr. 54 erwies sich – es war nicht anders zu erwarten beim legendären Ruf, der ihm, wie wir bald erfahren sollten, vorausging – als äußerst widerstandsfähig. Nachdem wir ihn vollständig von all dem fesselnden Beiwerk befreit hatten, dehnte und streckte er sich – wobei uns seine hünenhafte Gestalt ins Auge stach – und verhielt sich so, als sei er nicht längere Zeit gefesselt gewesen. Als wir ihn daraufhin ansprachen, tat er das mit einer wegwerfenden Handbewegung ab. „Die Kerle haben mich erst kurz vor eurer Ankunft in Decken gehüllt und geknebelt. Sie wollten partout verhindern, dass ich mich mit euch in Verbindung setze. Aber nach eurem Weggang haben sie verabsäumt, mich wieder ‚normal‘ zu fesseln. Der Wodka ist der Feind des Menschen. Gebt her einen anständigen Schluck, damit ich ihn vernichte“.

484 hielt ihm seine Feldflasche hin, welche von der Nummer 54 mit drei Schlucken fast zur Hälfte geleert wurde. „Alles weitere später. Jetzt machen wir, dass wir wegkommen – doch nicht ohne meine Sachen“.

Damit bewies die Nr. 54 erstmals seine Voraussicht, die uns später dann aus großer Gefahr retten sollte. Wir schlichen zu Taitos Zelt, das aufgrund seiner Größe leicht zu finden war. Taito schnarchte vor dem Eingang gottserbärmlich, eine leere Wodkaflasche in der Hand. Im Zelt war es ein Leichtes, die Waffen und andere Ausrüstungsgegenstände des Bärenjägers zu finden. Bevor er seine Büchse aufnahm, streichelte er liebevoll darüber. Als er meinen Blick bemerkte, nickte er

mir zu: „Keine Angst, ich erzähle euch noch meine Geschichte, wie ich zu meinem Namen gekommen bin ...“.

Zum Abschluß unseres Unternehmens näherten wir uns der Pferdekoppel, wo keine Spur von einem Wächter zu finden war. Als der Bärenötter mit der Zunge schnalzte, näherte sich ein langmähniger Rappe und rieb sein Maul zärtlich am Kopf seines Herrn. Ich staunte nicht schlecht, als ich die Worte vernahm, welche Nr. 54 zu seinem Reittier flüsterte. „*Die Pferde, die wiehern so scheen, dass sie mecht'n in den Himmel geh'n ...*“. Das war doch Deutsch! Aber in einem Idiom, wie es wohl vor Jahrhunderten gesprochen worden war. „Meine Großmutter hat mir diese Sprüche beigebracht – sie war Wolga-Deutsche“.

Wir kehrten zu Sim und danach zu Anna und den Sibirijaken zurück. Erst dort kam es zur Begrüßungszeremonie zwischen den beiden ehemaligen Lagerhäftlingen. „Nr. 484, das werde ich Dir nie vergessen, und wenn ich hundert Jahre alt werde. Und euch ebenfalls nicht“, fügte er hinzu, sich uns zuwendend.

Dann erklärte er, wie es dazu kam, dass er Gefangener der Dunganen war. *Ata-Tla-Tsen*, ein Mongolenfürst, hatte ihm das Angebot gemacht, ihn auf Bärenjagd im Hoch-Altai zu begleiten. Er habe aber abgelehnt, unter anderem weil er die diktatorische Stammesführung der Mongolen ablehnte. Als die Boten des Fürsten nicht locker ließen, hatte er ihnen eine harsche Antwort an ihren Herrn mitgegeben. Daraufhin habe *Ata-Tla-Tsen* offenbar den Dunganen-Clan beauftragt, ihn gewaltsam in die Mongolei zu entführen. Ob zur Strafe für seine ungebührliche Antwort, oder doch nur zur Jagd auf Bären, blieb dahingestellt.

Hellhörig wurden die Gefährten, als ihnen der Bärenötter noch mitteilte, dass er bei seiner Entführung auf dem Weg zu einem anderen ‚Jagdherrn‘ gewesen war, nämlich zum *Knjas Altaisk'*, einem Russen, der mit seinem Clan in einem

abgeschiedenen Talkessel hart an der chinesischen Grenze hauste. Da in den spärlichen Informationen über Lev Nikolajewitsch, die Sim vor Beginn der Reise sammeln konnte, auch von einem derartigen ‚Altaigrafen‘ die Rede war, bestürmten die Freunde die Nr. 54, ob der Knjas mit Volkov identisch sei.

Doch der Bärenötter schenkte unseren Fragen zunächst keine Aufmerksamkeit. Gemeinsam mit Nr. 484 betrachtete er den Himmel, der in der anbrechenden Morgendämmerung einen – man kann es ohne Übertreibung sagen – erschreckenden Eindruck machte. Aus der Dunkelheit der Nacht ging er von schwarz in ein tiefes Violett über, gefolgt von einem purpurnen Morgenrot. Im Südwesten war eine nachtschwarze Wolkenwand aufgezogen, aus der unaufhörlich Blitze zuckten.

Infolge der Ereignisse der vergangenen Stunden, hatten wir das Wettergeschehen außer Acht gelassen. Der glasklare Himmel, verbunden mit der ungewöhnlichen Wärme gestern Vormittag, war das letzte, das ich bewusst erlebt hatte. Noch in der Nacht bei der Befreiung des Bärenötters war es warm gewesen und der Mond hatte geschienen. Jetzt erinnere ich mich, dass es bei unserem Rückweg innerhalb von Minuten wesentlich kälter geworden war. Der Mond war hinter dicken Wolken verschwunden, sodass wir Schwierigkeiten bei der Orientierung hatten.

„Buran – die Geißel Sibiriens“, stieß der Bärenötter hervor und die Nr. 484 nickte mit verzerrtem Gesicht. „Im Altai tritt er manchmal in besonders starker, eigentümlicher Form auf. Ja, es hat sich gestern durch den unvermittelten Wärmeeinbruch angekündigt. Die Mongolen nennen es das ‚Weiße Unglück‘. Vor dem Wettersturz ist die Luft klar wie Glas und man kann so weit sehen wie sonst nie. Bei den Altai-Chinesen spricht man deshalb auch vom ‚Gläsernen Tod‘“.



„Es unterscheidet sich von einem gewöhnlichen Blizzard wie ein Zirkusbär von einem Grizzly. Gottlob tritt das Ereignis nur selten auf – aber jetzt kommt es, und zwar schneller als uns lieb sein wird“, fügte der Bärenjäger keuchend hinzu.

Auch ich hatte mit dem Atmen Schwierigkeiten. Das konnte vom ungewöhnlich tiefen Luftdruck herrühren, schoss es mir durch den Sinn. „Los, los“, schrie 484 in den aufkommenden Sturm. „Wir hätten uns längst einen geschützten Platz suchen müssen“.

Das Glück war uns hold. Wir ritten kaum zehn Minuten zurück, die mir jedoch im gnadenlos peitschenden Wind endlos vorkamen, als der Bärenjäger auf einen Spalt in der das Tal begrenzenden Felswand zu steuerte. Der Spalt erweiterte sich zu einer geräumigen Höhle, in der auch unsere Pferde bequem Platz fanden.

„Das rettet unser Leben. Draußen würden wir im Buran verderben. Ich war unvorsichtig und hätte meine Erzählung auf später verschieben sollen. Ich hatte in den letzten Minuten Angst, große Angst ...“. Solche Worte von einem erfahrenen Altaijäger beeindruckten mich sehr.

Draußen brach die Hölle los. Der Wind, der nun zu einem Sturm angewachsen war, heulte und orgelte gewaltig. Er blies Schneewolken horizontal vor unseren Höhleneingang. Den pausenlos aufzuckenden Blitzen hatten sich mittlerweile laut rollende Donnerschläge zugesellt.

Ich stand mit Nr. 54 im Höhleneingang und beobachtete fasziniert das Schneetreiben. Wie klein war doch der Mensch in diesem Toben der Elemente im Vergleich zum Schöpfer, der das letztlich alles bewegte.

„Ich glaube nicht daran“, meinte der Bärenjäger, als ich ihm meine Gedanken ins Ohr brüllte. Anders konnten wir uns in diesem Orkan nicht verständlich machen. Und da mir die Nr. 484 ausnehmend sympathisch war, hatte ich ihm mein volles Herz spontan geöffnet. Trotz des Tohuwabohus konnte ich den bitteren Zug um seinen Mund erkennen. „Es gibt keinen Schöpfer – alles ist blinder Zufall, glaube mir, Pjotr, ich weiß das. Wie wäre sonst all das Übel der Welt erklärbar ...“, fügte er dezidiert hinzu.

Er hatte wohl seine Erfahrungen. Doch bevor ich darauf eingehen konnte – was bei der Stärke des Windes wohl gar nicht möglich gewesen wäre – geschah etwas Seltsames. Im Tosen des Sturmes ertönte etwas wie Hundegebell.

Ja, zwischen dem Donnern war jetzt deutlich ein Jaulen zu hören. Und wieder begann das Schicksal seine Fäden zu spinnen. Ihre einmalige Verknüpfung, die den Kern unseres asiatischen Abenteuers ausmachte, und die anschließende Lösung des Knotens – war das alles nicht ein weiterer Beweis eines höheren Prinzips – oder wie man es nennen mag – das vom Bärenjäger ebenso spontan geleugnet wurde?

Am Eingang der Höhle erschien im Schneetreiben die Silhouette eines Hundes. Am ersten Blick glich er eher einem Wolf. Sein heißeres Bellen klang freudig. Obwohl ich vor der Nr. 54 am Eingang stand, lief er, ohne mich zu beachten um mich herum und sprang mit Wucht auf den Bärenjäger. Trotz seiner Größe wäre dieser beinahe unter dem Ansturm hingefallen. „Mischa, Mischka, Du bist es – wo ist Dein Herr?“ liebte er den Wolfshund.

Dieser schien eine eiserne Konstitution zu besitzen. Er bellte freudig, packte dann den so Begrüßten am Saum seines Mantels und schien ihn fast zu ziehen. Es war klar, dass er uns zu seinem Herrn führen wollte.

„Mischa gehört Kid, der offenbar in Gefahr ist. Wir müssen dem Hund folgen, koste es was es wolle. Kid ist zwar der stärkste Jäger im Altai, aber da draußen kann er nur verderben. Rasch, bevor er im Schneesturm erfriert, falls dies nicht schon geschehen ist. Der Buran kennt keine Gnade“, sah sich der Bärenjäger zu einer kurzen Erklärung veranlasst.

Zu Dritt verließen wir die schützende Höhle: der Bärenjäger, die Nr. 484 und ich. Der Sturm peitschte uns mit unverminderter Stärke Eiskristalle ins Gesicht, dass es wie Feuer brannte. Im dichten Schneetreiben konnte man kaum die Hand vor den Augen sehen.

Mir war rätselhaft, wie sich der Hund in diesem Toben orientieren konnte. Aber er schlug ohne zu Zögern eine Richtung ein, und wir kämpften uns ihm folgend durch das Gestöber. Mischa bewies außergewöhnliche Intelligenz, denn er hielt sich stets in Sichtweite, obwohl er allein sicherlich schneller vorwärts gekommen wäre. Dabei bellte er unaufhörlich – vermutlich um seinen Herrn unser Kommen anzukündigen. Doch das Tosen des Sturmes verschluckte die Laute schon nach kurzer Distanz.

Nach einigen Minuten, die es steil bergauf ging und die mir endlos vorkamen, verharrte Mischa vor einem kleinen Hügel im Schnee. Er begann wie wild zu graben, und bald kam eine Pelzkapuze zum Vorschein. Wir buddelten eine Gestalt aus dem Schnee. Das Gesicht war eiskalt, die Augen geschlossen. Aus und vorbei, tot, erfroren, dachte ich. Aber als ich ihm an den Hals fasste, fühlte ich ein ganz leises Pochen an der Schlagader.

Der Bärenjäger hob ihn auf wie ein Kind, legte ihn auf seinen Rücken und wie machten uns auf den Rückweg. Der Hund sprang freudig jaulend um die

beiden herum. Der Schneesturm hatte unsere Spur sofort zugeweht, aber die Nr. 54 und 484 zögerten nicht mit dem Abstieg. Mit dem Instinkt von Naturmenschen fanden sie die richtige Richtung auch ohne die Hilfe des Hundes.

In der Höhle angekommen entledigten die Sibirier den Geretteten zunächst all seiner Kleider. Dann begannen sie ihn systematisch mit trockenen Fellen abzureiben. „Ja, es ist Kid, aber er steht am Rande der Ewigkeit. Ich hoffe, wir können ihn zurückholen“, stellte der Bärenjäger fest. Jetzt hatte ich Gelegenheit, Kid näher zu betrachten. Sein Alter ließ mich bei den geschlossenen Augen und dem wilden Bartwuchs nur schwer schätzen, aber er mochte etwa in den mittleren Zwanzigern sein. Er war groß, schlank und ungemein muskulös.

Alexej hatte längst den Benzinkocher in Betrieb genommen und für uns alle Suppe bereitet. Als ihm Anna vorsichtig versuchte, einen Löffel davon einzuflößen, schlug er die Augen auf. Er sah sie verständnislos an, doch dann verzog er sein Gesicht schmerzlich.

„Tanja, wo ist Tanja?“ flüsterte er. Und dann: „Wo bin ich, wer seid ihr?“

„Du bist in guten Händen, Kid“, erklärte der Bärenjäger und schob sich in den Vordergrund. „Du bist es, Freund Sascha? Hättest Du mich doch erfrieren lassen“, antwortete Kid. „Das Einschlafen ging schnell und ohne Schmerzen. Wenn Tanja nicht mehr ist, so will ich auch nicht weiterleben ...“.

Zweierlei fiel mir an seiner Rede auf. Erstmals hatten wir den Vornamen von Nr. 54 erfahren, nämlich Sascha, die Kurzform von Alexander. Und zum anderen trauerte Kid offenbar um eine Begleiterin namens Tanja.

„Tanja, die Enkeltochter von Knjas Altaisk? Sie ist oben geblieben? Was ist vorgefallen?“

Dabei schenkte er Kid einen Becher Wodka ein, den dieser dankbar annahm.

„Sie ist vor meinen Augen in eine Spalte gefallen. Der Buran hat uns oben am Gletscher erwischt. Wie beeilten uns, hinunter zu kommen. Und da ist es passiert. Ohne Seil konnte ich nichts machen. Sie ist von mir gegangen, und ich bin an allem Schuld ...“. Der große, starke Mann schlug die Hände vors Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

Sascha, der Bärenjäger, legte seinen Arm um Kids Schulter und ließ ihn schluchzen.

„Kid ist mir der liebste Mensch auf der Welt, fast wie ein Sohn“, sagte er leise. „Die Tränen werden seinen Schock mildern ...“.

Allmählich wurde das Weinen schwächer, und Kid begann sich mit der Nr. 54 leise zu unterhalten. Danach schien Kid einzuschlafen. Zuvor schlug er aber noch einmal die Augen auf und fügte mit heiserer Stimme hinzu: „Ich bin Schuld an Tanjas Tod, aber Sergej, ihr eigener Vater trägt die Hauptschuld. Ich werde ihn dafür töten, das steht fest ...“. Dann fiel Kid in einen mehrstündigen Erschöpfungsschlaf. Bevor wir uns zur Ruhe legten, klärte uns der Bärenjäger noch über Kid auf.

„Freund Kid stammt aus Alaska. Er hat russische, französische und amerikanische Vorfahren. Angeblich befand sich sogar ein Sioux-Häuptling

darunter. Als er vor etwa zehn Jahren nach Sibirien kam, hatte er bereits einen guten Ruf als Waldläufer. Bald wurde er hier ‚*The Siberian Kid*‘ genannt. Ich gestehe, dass ich zu dieser Namensgebung beigetragen habe – Jack London ist einer meiner Lieblingsautoren<sup>1</sup>.

„Kid ist trotz seiner Jugend zum erfahrensten Jäger Sibiriens aufgestiegen – mit meiner Ausnahme natürlich“, fügte der Bärenjäger hinzu. „Dem Knjas Altaisk ist er in den letzten Jahren als gefragter Jagdbegleiter zur Seite gestanden. Dabei hat er sich offenbar in Sergejs Tochter, die Enkelin des Altaigrafen, verliebt und ist mit ihr geflohen – mit dem tragischen Ausgang, von dem ihr eben erfahren habt ...“.

Danach forderte die Aufregungen der vergangenen Stunden aber ihren Tribut und wir legten uns zur Ruhe.

## **Die Tote im Gletscher**

Als ich nach dem Aufwachen ins Freie trat, hatte sich der Wind gänzlich gelegt. Eine kalte, sternenklare Nacht neigte sich ihrem Ende zu. Der Eingang zu unserer Höhle war fast zugeweht, was auch die relativ angenehme Temperatur im Höhleninneren erklärte.

Da, ein lauter Ausruf Sims aus dem Hintergrund der Höhle: „Der Gefangene ist weg, geflohen. Wie ist das möglich?“

---

<sup>1</sup>

‚*Alaska Kid*‘ ist eine der zentralen Figuren in Jack Londons wundervoll spannenden Abenteuergeschichten aus dem Norden Amerikas.

In der Tat war es Sorokin offenbar gelungen, sich seiner Fesseln zu entledigen. Er musste schon während der ersten Nachthälfte geflohen sein, denn da herrschte noch Schneefall, der seine Spuren vor der Höhle zugedeckt hatte. Alexej, der die Wache vor Mitternacht hatte, gestand, eingeschlafen zu sein. Und die Nr. 484, der ihn abgelöst hatte, verabsäumte es dann offenbar, beim Gefangenen, der etwas abseits in einer Ausbuchtung der Höhle untergebracht war, Nachschau zu halten. Als Entschuldigung führte er an, dass er sich um Kid gekümmert hätte.

Sei es, wie es sei – Vladimir Sorokin war abermals entwischt. Weit konnte er allerdings nicht kommen, da er es nicht gewagt hatte, ein Pferd aus der Höhle mitzunehmen. Da sich die Reittiere im Hintergrund der Höhle befanden, war ihm dies wohl zu riskant erschienen. Allerdings fehlten ein Gewehr und wohl auch etwas Proviant.

Nach dem Frühstück beschlossen wir uns zu teilen. Kid, dem er körperlich wieder etwas besser zu gehen schien – er musste eine eiserne Konstitution besitzen – wollte unbedingt zurück nach oben. Es war nur verständlich, dass er Tanjas Schicksal klären wollte. Sascha, Sim und ich wollten ihn dabei begleiten. Die Nr. 484, Alexej und John wollten talabwärts reiten, um Sorokin wieder habhaft zu werden. Dies war wohl der einzige Weg, den er vernünftigerweise eingeschlagen haben konnte – denn über die Berge würde er, ohne bessere Ausrüstung, wohl nicht fliehen. Und zu den Dunganen wollte er wohl auch nicht mehr zurück.

Anna und die beiden Sibirjaken blieben bei der Höhle zurück. Da sie uns am Gletscher nur hinderlich sein würden, ließen wir unsere Pferde zurück. Mühsam scharrten sie den Schnee weg, um an das Gras darunter zu gelangen.

Der Bärenjäger, Kid, Sim und ich stapften durch den Schnee bergwärts. „Hier ist die Stelle, an der Kid fast erfroren wäre“, stellte Sascha lapidar fest. Für mich unterschied sie sich kein bisschen von der Umgebung – aber die Nr. 54 wusste es wohl besser.

Die Schneedecke reflektierte das grelle Sonnenlicht. Sim und ich hatten unsere Gletscherbrillen angelegt, die wir vorsorglich mit uns führten.

Obwohl wir wegen Kid einige Pausen einlegten, erreichten wir nach nicht allzu langer Zeit den Gletscher. „Hier gilt es vorsichtig zu sein – das Terrain ist von Spalten durchzogen, die durch die Schneeschicht kaum sichtbar sind“, warnte der Bärenjäger. Wir hatten ein langes Seil mitgebracht, an dem wir uns alle vier – Sascha, Kid, Sim und ich – festbanden. Und tatsächlich brach auch Kid einmal in eine Spalte ein. Eine Schneebrücke hatte Nr. 54 noch getragen, der folgende Kid aber wäre unweigerlich in die Tiefe gesaust, wenn wir ihn nicht am Seil festgehalten hätten.

Wie konnten wir in dieser gleichförmig weißen Landschaft die Absturzstelle von Tanja finden? Kid und selbst Sascha zeigten sich ratlos. Aber wieder war es der Hund Mischa, der einen wunderbaren Instinkt zeigte. Ob er Witterung aufnehmen konnte – ich bezweifelte es nach all dem Schneetreiben. Aber der Wolfshund steuerte geradewegs in eine Richtung, zog dann einige scharfe Kurven, wobei sich herausstellte, dass er Spalten umging. Allmählich erkannten wir diese an ihrer etwas dunkleren Färbung der Schneedecke.

Schließlich stoppte Mischa, und stieß ein lautes Jaulen aus. Es klang fast wie ein Klageruf. Eine Spalte gähnte vor uns, nicht sehr breit, aber so tief, dass wir den Grund nicht erkennen konnten. Beim Hinunterschauen konnten wir auf einem Absatz etwas erkennen.



Kid gebärdete sich wie toll, als wir ihm verboten, am Seil hinuntergelassen zu werden. Er war wohl noch nicht fit genug und wohl auch viel zu aufgereggt für ein solches Unternehmen. Erst als der Bärenötter eindringlich auf ihn einsprach, fügte er sich.

Sascha und Sim ließen mich in die Spalte. Wir hatten das Seil zu einer Art Sitzgurt zusammengeknüpft. In etwa zehn Meter Tiefe lag etwas, das wie ein schmales Fellbündel aussah, auf einem engen Eisvorsprung. Daneben ging es in bodenlose Tiefe. Das Fellbündel erwies sich als Tanja. Als ich in ihr Gesicht sah, glaubte ich im ersten Moment, dass sie noch lebte. Ihre Augen waren geöffnet und leuchteten im Schein meiner Stirnlampe. Die Eiseskälte ihrer Haut strafte meinen Hoffnungsschimmer jedoch Lüge. Sie war zweifelsohne tot.

Es war nicht allzu schwer, das zierliche Mädchen nach oben zu bringen. Die Bärenkräfte des Bärenötters reichten im Verein mit Sims Hilfe aus, um uns schnell hinaufzuziehen.

Ich will die Beschreibung des Folgenden kurz halten. Tanja wies keine offensichtlichen äußeren Verletzungen auf. Ich schätze, sie hat den Sturz auf den Absatz überlebt und ist dann dort erfroren. Ihr Gesicht wirkte bei Tageslicht keineswegs schmerzlich verzerrt. Sie muss einen leichten Tod gehabt haben. Ich hatte früher schon gehört, dass Erfrieren kein schweres Sterben ist, und Kid hatte es gestern ebenfalls angedeutet.

Als wir Kid mit der Vorstellung trösten wollten, dass sie wohl sanft eingeschlafen sei, reagierte er überhaupt nicht. Und als ihr der Bärenötter die

Augen schloss, hob er die Hand wie zum Schwur. Ich war mir sicher, dass sich das auf Sergej bezog ...

Sascha, Sim und ich hatten feuchte Augen. Kid aber war wie Eis. Auch als wir sie dann nach unserer Rückkehr zur Höhle dort bestatteten, wirkte er wie erstarrt.

„Was für ein blindes Schicksal hat dieses junge Leben vernichtet. Und da glaubst Du an einen barmherzigen Schöpfer, an einen liebenden Gott?“ wandte sich der Bärenjäger im Anschluß daran an mich. „Siebzehn Jahre war Tanja und wurde von ihrem eigenen Vater, Sergej, in den Tod gehetzt. In seiner Haut möchte ich nicht stecken, wenn er auf Kid trifft ...“.

Gerade als wir mit Tanjas Leichnam bei der Höhle ankamen, kehrten die Nr. 484 mit Alexej und John auch eben zurück.

Sie berichteten vom schrecklichen Ende, das Vladimir Sorokin genommen hatte. Er war auf seiner Flucht nicht weit gekommen. Nachdem die Verfolger etwa eine halbe Stunde durch den schmelzenden Schnee geritten waren, kamen sie an einen Ort, an dem sich das Schicksal des Logistik-Masters erfüllt hatte.

Er war von Wölfen angefallen und zerrissen worden. Die Spuren zeigten, dass er von einem Wolfsrudel angegriffen worden war. Zwar war es ihm offenbar gelungen zwei der Bestien mit dem Messer zu erledigen, dann war er aber der Übermacht erlegen und buchstäblich zerfleischt und aufgefressen worden. Zum Gebrauch der Schusswaffe war er offenbar nicht mehr gekommen. Neben Gewehr und Messer waren nur noch Fetzen seiner Kleidung und die Stiefeln übrig geblieben. Jetzt, am Ende des Winters, waren die Wölfe rasend vor Hunger und fielen mangels an anderer Beute sogar Menschen an. Der Flüchtling war von

einem harten, aber gerechten Schicksal ereilt worden. Sorokin war zwar ein Schuft und potentieller Mörder – aber mir tat er dennoch leid.

Nach all diesen Ereignissen beratschlagten wir unsere nächsten Schritte. Die Prioritäten waren klar. Wir waren im Altai, um Lev Nikolajewitsch Volkov zu finden. Sascha, der Bärenjäger, war – vor seiner Entführung durch die Dunganen – ebenfalls auf dem Weg zu ihm gewesen. Denn inzwischen hatte Gornov die Identität des Knjas mit Volkov bestätigt. Schon aus Dankbarkeit für seine Rettung zeigte er sich bereit, uns zu Lev Nikolajewitsch zu führen. Aber bei seiner Zustimmung fiel nicht nur mir dessen leichtes Zögern auf, das er bei seinem Einverständnis gab. „Da ist noch etwas im Busch“, meinte Sim in seiner direkten Art, als wir uns gesondert von den Sibiriern besprachen. „Ich wollte, ich wüsste es, denn es könnte für den Erfolg unseres Unternehmens ausschlaggebend sein“. Wie recht er damit hatte, zeigte sich schon in der folgenden Nacht.

Kid würde bei uns bleiben. Sein Gesundheitszustand schien wieder ok zu sein. Die bevorstehende Abrechnung mit Sergej, die nach Saschas Einschätzung unvermeidlich schien, machte mir hingegen deutlich mehr Sorgen.

Der Bärenjäger würde uns über einen Gebirgspass in Volkovs Lager führen. Es sollte in einem Talkessel im Süden, hart an der mongolischen Grenze liegen.

So verließen wir zeitig am nächsten Morgen den Ort, der uns vor dem Buran Schutz geboten hatte.

Nach einem etwa zehnstündigen Ritt, bei dem wir wegen des schwierigen Geländes aber nur langsam vorankamen und mehrere hohe Pässe überquerten, richteten wir unterhalb der letzten Passhöhe unser Nachtlager ein. Ein Seitental bot genügend Schutz vor dem auskommenden Wind, der sich aber später wieder

legte. Die Bedingungen südlich des Gebirgskammes waren deutlich besser als im Norden. Die Schneedecke war verschwunden, es herrschten angenehme Temperaturen und – was wichtig war – es gab hier bereits wieder genügend Feuerholz.

Die Wetterbedingungen waren nun ausgezeichnet. Die Kälte war normalen Temperaturen gewichen. Der Höhenmesser zeigte knapp 3200 Meter. Wir kochten ab und lagerten am Feuer. Anders als zuvor wollte jedoch keine rechte Stimmung aufkommen.

Alexej, dem wegen seines Versäumnisses bei der Flucht Sorokins noch immer ein schlechtes Gewissen plagte, ließ seine Gitarre in der Schutzhülle. Gesänge und Musik schienen auch wegen der traurigen Ereignisse nicht angebracht. So legten wir uns bald zur Ruhe ...

## **Der Altaifürst**

Ich wurde durch Schreie, Schüsse und einem Höllenlärm aufgeweckt. Als ich auffuhr und nach meinem Colt-Revolver greifen wollte, den ich stets – natürlich gesichert – griffbereit im Schlafsack bei mir trug, erhielt ich einen Hieb über den Schädel, der mich gleich wieder ins Reich der Träume schickte.

Als ich später erwachte, lag ich gefesselt in einer Reihe mit den übrigen Gefährten. Mein Kopf brummte wie ein Bienenhaus und mir war schlecht – eine Gehirnerschütterung konstatierte ich. Ein großes Feuer flackerte und beleuchtete eine unerwartete Szenerie.

Sah ich recht? Vor uns hatte sich Taito, der Führer des Dunganen-Clans aufgebaut. Wie kam der hierher? Versuchte ich meine Gedanken zu sammeln. „Du scheinst ganz schön was abgekriegt zu haben“, sprach mich Sim an, der neben mir gefesselt lag und mich mitleidig beobachtete. „Die lausigen Dunganen haben uns überfallen. Wie es scheint trage ich diesmal die Schuld – ich habe während meiner Wache mit Anna geflirtet, habe jedenfalls nicht genügend aufgepasst – und so haben uns die schmierigen Asiaten überwältigt. Jetzt wollen sie uns so lange festhalten, bis der amerikanische Konsul Lösegeld schickt. Oder uns massakrieren ...“.

„Wirst Du wohl schweigen, Du Hund“, wurde da Sim von Taito angeschnauzt. Der Dunganenführer schwang eine Peitsche, die mehrmals auf Sim niederklatschte.

Die Dunganen hatten begonnen unsere Vorräte zu plündern. Für ihren Clan und uns zusammen würden sie nur kurze Zeit reichen. Jagdbare Tiere gab es zu dieser Jahreszeit in dieser Höhenlage kaum. Wir würden Gefahr laufen, zu verhungern.

Im Augenblick machte mir aber die zunehmende Betrunktheit der Männer mehr Sorge. Sie hatten sich offenbar schon vor meinem Aufwachen über unsere Wodka-Vorräte hergemacht. Die Flaschen kreisten, und einige der Dunganen begannen bereits zu grölen. Die schlecht ernährten Asiaten wurden schnell ein Opfer des Alkohols. Es bestand Gefahr, dass sie sich in ihrer Enthemmung über uns hermachten. Die gierigen Blicke, die einige der Dunganen auf Anna warfen, sprachen Bände. Eben durchschnitt Taito ihre Fesseln und versuchte sie brutal an sich zu ziehen.

Ich wollte versuchen, sie durch ein Gespräch über Lösegeldforderungen abzulenken, doch niemand kümmerte sich um mich. Ich bäumte mich auf, um die Fesseln zu sprengen – vergebens.

Die Situation schien ausweglos. Doch dann nahm das Ganze eine völlig unerwartete Wendung. Ein scharfer Knall ertönte, und Taito zeigte einen erstaunten Gesichtsausdruck. Mitten auf seiner Stirn zeichnete sich ein kleines Loch ab und er sank zur Seite. Ein Meisterschütze musste am Werk lautlos gewesen sein. Anna hatte sich heftig gewehrt, und der Dunganenführer bot sicherlich kein einfaches Ziel.

Weitere Schüsse ertönten, und die getroffenen Dunganen hatten ihren letzten Wodka getrunken. Aus dem Dunkel der Nacht tauchten fünf, sechs in dicke Pelze gehüllte Gestalten auf. Sie trieben den Rest der Dunganen zusammen. Es mochten nur noch etwas mehr als ein halbes Dutzend übrig sein.

Ein Mann löste sich aus der Mitte der Angreifer. Es war von untersetzter, eher kleiner Gestalt und trug eine charakteristische russische Pelzmütze. Ohne uns zu beachten schritt er auf den Bärenötter zu und durchschnitt seine Fesseln.

„Sascha Sergejewitsch Gornov! Du hier, gefangen von diesen rädigen Dunganen? Jetzt weiß ich, weshalb ich am vereinbarten Treffpunkt umsonst gewartet habe“. Dabei reichte der kleine Mann dem Bärenötter die Hand.

Als dieser eine Erklärung abgeben wollte, wehrte er mit einer kurzen Handbewegung ab.

„Zuerst die Gerechtigkeit“, wandte er sich an die Dunganen, die entwaffnet auf einen Haufen beieinanderstanden. „Ich habe euch bereits mehrmals gewarnt,

das Gebiet zu verlassen. Jetzt habt ihr sogar gewagt, Sascha Sergejewitsch – wieder nannte er den Bärenjäger mit seinem Namen – gefangen zu nehmen. Ihr habt den Tod verdient. Los – dawai ...“.

Mit den letzten Worten hatte er sich an seine Männer gewandt, die die Dunganen mit erhobenen Gewehren in Schach hielten.

Eine Salve von Schüssen ertönte. Die Dunganen sanken nieder. Ohne viel Federlesens hatte man die Wehrlosen ausgelöscht. Obwohl ich für die Dunganen keinerlei Sympathie hegte und uns die Angreifer aus einer brenzligen Situation befreit hatten, stieß mich dieses Vorgehen ab.

Auch der Bärenjäger schüttelte den Kopf. „War es wirklich notwendig, Lev Nikolajewitsch, mit den wehrlosen Dunganen kurzen Prozeß zu machen? Ohne ihren Führer Taito war der Clan ungefährlich, oder?“

Der Fürst schien verärgert. Mit fester Stimme und – wie mir schien – gemischt mit etwas Hochmut verkündete er: „Dieser Teil des Altai ist mein Gebiet. Es hat lange genug gedauert, es von Mongolen, Chinesen, Dunganen und anderem Gesindel zu befreien. Ich dulde es nicht, wenn man ohne meine Einwilligung Leute fängt. Und jetzt zu diesen Gefangenen. Was habt ihr hier zu suchen?“

Niemand antwortete Volkov. Denn dass der Gesuchte vor uns stand, war klar. Nicht nur weil er vom Bärenjäger als Lev Nikolajewitsch angesprochen worden war. Nein, sein ganzes Verhalten war jenes eines ‚Altaifürsten‘. Wir hatten den ‚*Knjas Altaisk*‘ vor uns.

Volkov hatte sich an keinen von uns speziell gewandt. Aber auch sonst sah ich keinen Grund, ihm eine Antwort zu würdigen. Sein Verhalten konnte nur als

unhöflich beschrieben werden. Ich hatte Zeit, ihn zu betrachten. Sein Gesicht war zerfurcht und von einem weißen, kurzgeschnittenen Bart umrahmt. Seine Augen funkelten uns an, und der ganze Mensch wirkte wie elektronisch aufgeladen, klein, aber drahtig. Insgesamt fand ich ihn nicht unsympathisch. Nach dem Foto, das uns Sim in Houston gezeigt hatte, hätte ich ihn nicht erkannt. Mit Ausnahme seiner Augen. Die Augen eines Menschen verändern sich nicht.

Lev Nikolajewitsch stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf. „Will mir wohl jemand von den feinen Herren Antwort auf meine Frage geben! Oder seid ihr des Russischen nicht mächtig? Vielleicht bequemt sich die Dame dazu“, wandte sich Knjas jetzt an Anna, die noch immer neben der Leiche des Dunganenführers stand. Doch anstelle zu antworten, trat sie auf Volkov zu, zog das Messer aus seinem Gürtel, wandte sich mir zu und durchschnitt meine Fesseln.

„Dieser Herr ist Pjotr Petrowitsch Kreuder, der Sohn ihres Freundes gleichen Namens. Und ich bin Anna Salomovna Zuckerman, die Tochter ihres ehemaligen Vorgesetzten Salomon Abramowitsch Zuckerman. Dies zur Antwort auf ihre Frage, Knjas Volkov“.

Volkov schien wie vom Donner gerührt. Während er sich zunächst anschickte, meine Befreiung durch Anna mittels seines Messers zu verhindern, ließ ihn die Erwähnung der Namen seiner ehemaligen Freunde innehalten.

Ich erhob mich taumelnd und betastete die Beule auf meinen Hinterkopf. Dann nahm ich Anna Volkovs Messer ab und schnitt die Gefährten der Reihe nach los. Niemand hinderte mich. Schon dachte ich, dass sich die Sache zum Besseren gewendet hätte, als der Knjas erneut loslegte:



„Ich habe niemanden eingeladen. Ihr werdet mein Gebiet unverzüglich wieder verlassen. Meine Männer haben euch vom Dunganengesindel bewahrt – aber eures Bleibens ist hier nicht ...“.

Jetzt, da er seine Fesseln los war, trat Freund Sim wieder als Anwalt und Expeditionsleiter auf. „Für die Rettung vom Dunganen-Clan bedanke ich mich im Namen der Zuckerman Expedition. Aber mit dem Wegeweiser aus dem Gebiet, dem sie angeblich vorstehen, wird es nichts, das darf ich ihnen versichern. Hier haben sie die Bescheinigung von der Sowjetbehörde in Novosibirsk, und hier ein Schreiben vom obersten Sowjet an den amerikanischen Botschafter in Moskau“. Sim kramte in seinen Sachen und brachte zwei Schriftstücke zum Vorschein.

Volkov studierte die beiden Schreiben und war sichtlich beeindruckt. Er antwortete nichts. Sim, der jetzt wieder ganz in seinem Element war, legte noch nach: „Als ehemaliger Offizier der Weißrussen sollten sie die Geduld der kommunistischen Bezirksbehörde nicht zu sehr strapazieren. Es könnte sonst sein, dass aus dem Knjas ein Gulag-Insasse werden kann ...“.

Volkov erbleichte und schluckte mehrmals. So hatte mit dem Altaifürst wohl noch niemand gesprochen. Ich hätte an Sims Stelle den Bogen nicht zu sehr gespannt. Aber als mir der meine Zweifel am Gesicht ablas, flüsterte er mir zu, dass auf einem groben Klotz auch ein grober Keil gehöre. Und damit hatte er wohl auch recht.

Ich schloß einen Zornesausbruch des Altaifürsten nicht aus. Und zu einem solchen kam es auch, nur dass er in eine andere Richtung ging.

„Was hast Du da für Leute zu mir geführt“, herrschte er den Bärentöter an. „Habe ich Dir nicht immer verboten, Fremde in mein Gebiet zu führen ...“.

Sascha befand sich in einer Zwickmühle. Sein damaliges Zögern bei unserem Ansinnen, uns zu Volkov zu führen, war nun mit dessen Vorwurf erklärbar. Andererseits fühlte er sich durch unser Eintreten für ihn bei den Dunganen zu unserer Unterstützung verpflichtet.

Ich versuchte von der Situation abzulenken, indem ich Kid ins Spiel brachte. „Wir haben noch einen Rekonvaleszenten, den wir zu ihnen zurückbringen, Mr. Volkov. Er wäre am Gletscher fast erfroren, der Bärenjäger hat ihn gerettet ...“.

## **Im Kampf mit Bären**

In der allgemeinen Aufregung hatte niemand an Kid gedacht. Der lag nach wie vor in einem Zelt, in dem ihn die Dunganen einfach übersehen hatten. Oder hatte sie Mischa derart angeknurrt, dass sie ihn und Kid in Ruhe ließen.

Jetzt weckten wir Kid und führten ihn zum Feuer. Er hatte von den beiden Überfällen nichts mitgekriegt, da ich ihm ein starkes Schlafmittel verabreicht hatte. Er bedurfte eines ausgiebigen Erholungsschlafes.

Als Volkov den noch sichtlich angeschlagenen Kid zu Gesicht bekam, zeigte er sich sichtlich gerührt. Zweierlei fiel mir auf, als er ihn in seine Arme schloß. Zunächst die überraschende Herzlichkeit, mit der Lev Nikolajewitsch Kid begegnete. Und dann die zurückhaltende, fast abwehrende Reaktion Kids auf die Zuwendung des Anderen. Zunächst führte ich dies auf Kids Schlaftrunkenheit zurück, wurde aber bald eines besseren belehrt, als er mit leiser Stimme verkündete:

„Knjas, ich muss Dir etwas mitteilen, das Dich sehr treffen wird – so sehr, dass Du mich nicht mehr bei Dir dulden wirst. Deine Enkelin Tanja ist nicht mehr. Sie ist am Gletscher erfroren, und ich bin Schuld daran, da ich sie zum Fortgehen ermuntert habe. Ich weiß, dass Du mir das nicht verzeihen kannst und stelle mich Deinem Urteil ...“.

Der Altaifürst erstarrte und ließ seine ausgebreiteten Arme, mit denen er Kid umfassen hatte, fallen. „Wie, Tanja, die Blume des Altai soll tot sein, und Du bist dafür verantwortlich ...?“ stammelte er bestürzt.

„Dein Sohn Sergej trägt die Schuld – er hat sie zu Tode gehetzt“, mischte sich da der Bärenlöter ein. Und er versuchte Lev den Sachverhalt zu erklären und die Schuld von Kid abzuwälzen. Selten habe ich einen Menschen so am Boden zerstört gesehen, wie den Altaifürsten beim Vernehmen dieser Nachricht. Er wankte und – gestützt von Gornov – setzte er sich auf einen Felsblock und schlug beide Hände vors Gesicht.

Minutenlanges Schweigen folgte ...

Als Lev wieder aufblickte zeigte er einen veränderten Gesichtsausdruck: seltsame Leere konkurrierte mit unerbittlicher Strenge. „Wenn das alles so ist, so wird der Rat der Alten das Urteil über Dich fällen. Aber ich sage mich schon heute von Dir los. Ein Sohn warst Du für mich, und zu meinem Nachfolger habe ich Dich auserkoren. Das ist vorbei – ich mag Dich nicht mehr sehen. Du, der Du meine Hoffnung zerstört hast ...“.

Eine solche eisige Reaktion hatten wir wohl nicht erwartet. Aber der Bärenlöter sagte uns später, dass er Schlimmeres befürchtet hatte. In einem Anfall

von Jähzorn hätte der Knjas Kid mit dem Tod bedrohen können. Für einen solchen Fall hätte er, Gornov, sich zu einem schützenden Eingreifen bereitgehalten.

\*

Ein strahlender Sonnenaufgang leitete den nächsten Tag ein.

„Der erste echte Frühlingstag“, stellte der Bärenötter fest. „Jetzt kommen die Bären aus den Höhlen, in denen sie ihren Winterschlaf halten. Wir brauchen dringend Frischfleisch. Pjotr, Sim, John, wollt ihr auf Bärenjagd mitkommen?“

Schon wollte ich begeistert zustimmen, als mir Lev Nikolajewitsch auf die Schulter tippte. „Du bleibst bei mir, Pjotr Petrowitsch“, befahl er. „Du musst mir die Sache mit der Erbschaft nochmals in Ruhe erklären“.

Natürlich konnte ich dem Knjas diesen Wunsch nicht abschlagen. Aber als sich Sim anbot, Volkov die Angelegenheit juristisch zu untermauern, lehnte dieser ab. „Nein, lerne lieber von Sascha Alexandrowitsch die Bärenjagd, mir genügt Gospodin Kreuder“, entschied der Altaifürst.

Sim zog sich einigermaßen beleidigt zurück. Er verließ gemeinsam mit dem Bärenötter und John das Lager um Fleisch zu machen.

Mich führte Volkov von unserem Camp in ein enges Seitental, in dem noch tiefer Schnee lag.

Auf seinen Wunsch hin erzählte ich ihm von Salomon Zuckermans Testament. Da er sich auch für die Schicksale seiner drei Gefährten in den

Vereinigten Staaten interessierte, hoffte ich, dass er mittlerweile seine Meinung geändert hatte.

Darin sollte ich mich jedoch getäuscht haben.

„Ich brauche euer Geld nicht. Ich habe genug für mich, meine Kinder und mögliche Kindeskinde. Ich werde den Teufel tun, und mich in Novosibirsk einem Notar stellen. Die verdammten Kommunisten warten nur darauf, meiner habhaft zu werden. Ihr werdet unverrichteter Dinge abziehen müssen. Ich habe mit der Vergangenheit abgeschlossen – und mir ist es egal, ob ihr etwas kriegt oder nicht ...“.

Volkov hatte sich regelrecht in Rage geredet. Wie er gestikuliert und mehrfach wild mit den Füßen aufstampfte, erinnerte mich der kleine Mann an eine Figur aus einem Märchen der Gebrüder Grimm: Rumpelstilzchen! der böse Zwerg, der sich in seinem Zorn spaltete. Aber nicht das geschah, sondern etwas ganz anderes, viel Gefährlicheres.

Hinter mir vernahm ich plötzlich ein tiefes Gebrumme. Als ich mich umwandte, erblickte ich zu meinem Schrecken einen auf den Hinterbeinen aufgerichteten Braunbären. Er brummte bedrohlich und kam mit erhobenen Tatzen auf uns zu. Die warme Sonne verbunden mit Volkovs Zornesausbruch und seinem Gestampfe hatten den Grizzly offenbar aus dem Winterschlaf geweckt.

Gott sei dank hatten wir beide unsere Büchsen mit uns genommen. Als ich die meine schußfertig machte, tauchte hinter dem Bären ein weiteres Tier auf. Es war deutlich kleiner als der aufgerichtete Bär. Eine Mutter mit ihrem Jungen – eine äußerst gefährliche Kombination, schoß er mir durch den Sinn.

„Jetzt haben wir Fleisch, auch ohne Gornov“, jubelte Volkov, der sich ebenfalls halb umgedreht und sein Gewehr gehoben hatte.

Doch was dann folgte, war eine Verkettung unglücklicher Umstände. Der Altaifürst strauchelte, als es sich ganz umwenden wollte. Offenbar war er mit einem Fuß im Schnee versunken und er fiel mit einem Wehlaut zu Boden. Die Bärin erkannte ihre Chance auf Beute und stürzte sich auf den halb Liegenden.

Gleichzeitig fiel mich der Jungbär an. Ich gab zwei Schüsse auf ihn ab, hatte aber offenbar nicht gut getroffen, da er nicht stoppte, sondern mit bösem Knurren sich knapp vor mir aufbaute. Durch das Fallen Volkovs offensichtlich abgelenkt, hatte ich nicht konzentriert gehandelt.

Aus dem Augenwinkel sah ich Volkov in höchster Gefahr. Kurz entschlossen drehte ich das Gewehr um und attackierte den angreifenden Jungbären mit dem Gewehrkolben. Ich schlug so fest zu, dass dieses zersplitterte. Laut aufbrummend zog sich der Angreifer zurück. Blitzschnell wandte ich mich der Bärin zu. Volkov hatte inzwischen mehrere Schüsse auf sie abgegeben. Sie hielt in ihrem Ansturm kurz inne und schien ihn verwundert zu betrachten. Lev Nikolajewitsch gelang es, seinen Fuß aus dem Schneeloch zu befreien und sich aufzurichten.

Ich zielte auf das Auge der Bärin und drückte ab – aber es löste sich kein Schuß – Ladehemmung. Die Bärin schleuderte Volkov mit einem einzigen Tatzenhieb mindestens drei, vier Meter zur Seite. Blitzschnell zog ich meinen Revolver aus dem Gürtel. Schon wollte sie sich erneut auf ihn stürzen, als ich in rascher Folge sechs Schüsse aus meinen Colt auf sie abgab. Ich warf den

ausgeschossenen Revolver zur Seite, zog mein Messer und stellte mich schützend vor Volkov. Das waidwunde Tier hatte jedoch genug. Mit einem unbeschreiblich grollenden Todeslaut neigte es sich zur Seite und glitt langsam nieder.

Der Kampf war zu Ende.

Mir schlotterten die Knie. Trotz meiner Jagderfahrung – ich hatte mehrmals auf Kodiak Grizzlys gejagt, die größten Bären der Welt – hatte ich versagt. Volkov lag verletzt am Boden. An seiner Schulter hatte sich eine rasch wachsende Blutlache gebildet. Der Tatzenhieb der Bärin hatte seine Schulter getroffen, eine schwere und langwierige, wenn auch nicht lebensgefährliche Verletzung.

Die Schüsse hatten Volkovs Leute aus dem Lager herbeigelockt. Er wurde ins Lager gebracht, wo sich der Grad seiner Verwundung herausstellte. Anna und ich legten ihm einen kunstvollen Verband an, der zumindest den Blutfluß unterbrach. Anfänglich stöhnte er vor Schmerzen auf, doch bald erlöste ihn eine tiefe Bewusstlosigkeit. Die Schulter war vom Prankenhieb total zerfleischt. Da die Bärenatzen für gewöhnlich mit Infektionskeimen übersät sind, war das Risiko einer ausgewachsenen Blutvergiftung gegeben. Meine, allerdings sehr oberflächliche Untersuchung von Oberarm und Schulter ließ befürchten, dass auch die Knochen Volkovs betroffen sein könnten.

Als nach einiger Zeit der Bärentöter mit den anderen ausgeschwärmten Jägern zurückkam, zeigte er sich bestürzt über den Ausgang unseres Bärenabenteuers. Zwar schwächte er meine Bedenken wegen der Infektionsgefahr ab, da die Pranken jetzt unmittelbar nach dem Winterschlaf kaum verunreinigt sein würden. Aber die Verletzungen an Schulter- und Oberarm fand er bedenklich. Wenn es Sommer gewesen wäre, könnte man Heilkräuter sammeln, die die

Entzündung und das bevorstehende Fieber einzudämmen in der Lage wären. Aber die Schneedecke schloß diese Möglichkeit leider aus.

Sascha Gornov ließ sich die Kampfstätte zeigen. Er lobte mein Vorgehen und meinte, dass meine sechs Revolverschüsse Volkovs Leben gerettet hatten. Das mochte wohl so sein, aber insgesamt ich war mit dem Resultat meines Vorgehens keineswegs zufrieden.

## **Die Tochter des Altaifürsten**

Am darauffolgenden Tag untersuchte Anna Levs Schulter abermals. Sie desinfizierte die Wunden, schnitt lose Hautfetzen weg und nähte einige der tiefen Risse. Danach erneuerte sie den Verband. Trotz der Verwendung lokaler Betäubungsmittel litt der Altaifürst, der bei Bewusstsein war, große Schmerzen. Obwohl er nicht klagte, bewiesen die Schweißperlen auf seiner Stirn wie er litt.

„Schickt nach meiner Tochter – sie soll ihre Heilkräuter mitbringen. In ein paar Tagen kann sie hier sein, so lange werde ich das Wundfieber aushalten. Der Bärenötter soll gehen, er weiß, wo unser Lager ist“, wies uns Lev Nikolajewitsch an. Das Reden bereitete ihm sichtlich Probleme, und das Fieber ging trotz der fachgerechten medizinischen Behandlung seitens Ann nicht zurück.

Der Bärenötter machte sich mit zwei Kriegern des Altaifürsten auf den Weg, um Ayuna, Volkovs Tochter zu Hilfe zu holen. „Wir können in frühestens vier Tagen zurück sein, wenn wir uns sehr beeilen, brauchen wir vielleicht sogar einen halben Tag weniger. Ich hoffe nur, das Fieber steigt ohne Heilkräuter nicht zu sehr.“



Ich habe schon Leute an weniger schweren Verletzungen sterben sehen ...“, meinte er zu mir besorgt zum Abschied.

Überraschenderweise war die Stimmung im Lager alles andere als gedrückt. Verletzungen durch Bären waren an der Tagesordnung. Die Leute wussten ihren Fürsten gut versorgt und machten sich daran, den drei Bären kunstgerecht das Fell abzuziehen und ihr Fleisch zu zerteilen. Jetzt, nach dem langen Winterschlaf, waren die Tiere aber mager, sodass das Fleisch gerade für einige wenige Mahlzeiten reichen würde. Heute Abend sollte es Bärenschinken von den Tatzen und Schultern geben. Die Erlegung aller der beiden Bären sollte mit einem zünftigen Fest gefeiert werden.

Als der Mond groß, voll und orangengelb aufging, begann der Schmaus. Man hatte schon am Nachmittag einige Feuer entzündet, über denen sich Bärenbraten am Spieß drehten. In drei großen Töpfen wurden Fleischstücke gekocht und sie lieferten, im verein mit mitgeführten Ingredienzien, eine leckere Brühe. Auch Kid, dem es bereits wieder einigermaßen zu gehen schien, bekam davon ab. Und selbst der fiebernde Lev Nikolajewitsch ließ sich einige Löffel der kräftigen Suppe einflößen. Nach dem Festessen, das sich Stunden hinzog und vom Tee-Trinken begleitet war, wurden die Pfeifen angebrannt und geraucht. Tabak, der von weither aus dem Südwesten kam, war kostbar und wurde durch die Blätter verschiedener einheimischer Pflanzen gestreckt. Wieder bemächtigte sich meiner ein seltsames Gefühl. Ich glitt in einen merkwürdig gelösten Zustand, die Sorgen und Bedenken glitten von mir ab wie Wasser von einer glatten, geneigten Oberfläche. Waren es die sibirischen Kräuter, welche dem Tabak beigemischt waren? Fast möchte ich es bezweifeln, denn ein derartig euphorischer Zustand stellte sich später nicht wieder ein, auch wenn ich die gleiche Mischung rauchte.

„Wäre es nun nicht angebracht, wenn Du erzähltest, wie Du zu Deinem Namen kamst“, wandte ich mich an den Barentöter. „Du hattest es bei Deiner Befreiung von den Dunganen angekündigt und jetzt würde es wohl gut passen“.

„Das ist eine traurige Geschichte, an die ich nicht gerne zurückdenke“, antwortete Sascha Gornov. „Habt Verständnis dafür, dass ich es kurz mache. Ich war nicht immer der Einzelgänger, der ich jetzt bin. Als junger Mensch habe auch ich eine Familie gehabt – eine wunderbare Frau und zwei prächtige Töchter. Als diese vier und zwei Jahre alt waren, drang eine Bärin mit zwei Jungen in mein Haus ein. Ich war nicht daheim – und als ich zurückkam fand ich meine Lieben nur noch als verstümmelte Leichname vor. Erspart mir die Einzelheiten. Ich habe die drei Bären erlegt, aber das hat mir die Meinen nicht zurückgegeben ...“.

„Und seit damals hat Sascha die Bären gejagt, wo immer er sie aufgespürt hat“, fügte 484 hinzu. „Daher sein Name, unter dem er in ganz Sibirien bekannt ist“.

Wir schwiegen tief berührt.

Später holte Alexej wieder seine Gitarre hervor und sang im Verein mit 484 und einigen Männern des Knjas Altaisk stimmungsvolle Lieder. Sie handelten von Fährnissen, denen die Jäger bei der Bärenjagd ausgesetzt sind und ihren daheim wartenden Frauen. Entsprungene Strafgefangene schlugen sich durch Taiga und Tundra durch, überquerten Seen in einem Faß, um schließlich nach all diesen Entbehrungen am Ende des Liedes ihre Liebste und Familie wiederzusehen.

Gegen Mitternacht, der Vollmond näherte sich seinem Zenit, kam der Höhepunkt des Festes. Die Nr. 484, Alexej und ein Unteranführer der Altai-Krieger stellten sich im Kreis um ein Feuer auf und begannen einen eigenartigen

Tanz. Zunächst mit langsamen Schritten und Drehbewegungen, die allmählich an Geschwindigkeit zunahmen. Der Rhythmus, der von dumpfen Trommelschlägen und Tamburinklängen begleitet wurde, ging ins Blut. Die drei Tänzer sprangen abwechselnd vor und zurück, schwangen ihre Arme hoch und nieder und stießen gutturale Laute aus.

„Sie imitieren eine Bärenjagd“, erklärte mir Kid, der neben mir saß und von der Darstellung ebenfalls angetan war. „Am Schluß des Tanzes steigt ihr Gott, Burhan, in ihren Kreis, um sie für ihre Tapferkeit im Kampf mit den Bären auszuzeichnen“.

Der Tanz steigerte sich zum Crescendo und endete schließlich in einem Trommelwirbel. Die Tänzer standen wieder beim Beginn im Dreieck um das Feuer, fielen auf die Knie und verharrten so mit erhobenen Händen. Es herrschte gespannte Stille ...

Doch da – was war das?

Im flackernden Schein vermeinte ich eine weitere Silhouette zu sehen. Täuschte ich mich, oder war eine vierte Gestalt aus der Dunkelheit in den Kreis der drei getreten. Ein Raunen ging durch die Zuschauer. War Burhan selbst erschienen?

Nein, es war kein Gott, vielmehr eine Göttin. Eine hohe, in einem Pelz gehüllte Gestalt – lange dunkle Haare, die das Gesicht einer jungen Frau umrahmten. Ihre ausdrucksvollen mandelförmigen Augen, ihre leicht gewölbten Backenknochen und ihre dunkle Gesichtsfarbe verliehen ihr ein exotisches, asiatisches Flair.

Welche Bewandtnis hatte es mit dieser Frau? Und wie war sie plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, im Kreis der Tänzer erschienen?

Das Raunen der Menge war in Gemurmel übergegangen. Rufe der Überraschung wurden laut.

„Das ist Ayuna, die Tochter des Altaifürsten“, flüsterte mir Kid zu. „Tanja war ihre Nichte“, fügte er traurig hinzu.

Da hob die Gestalt beide Arme – und erwartungsvolles Schweigen trat ein.

„Gestern hat mich der große Geist wissen lassen, dass mein Vater von Bären fast zu Tode gekommen ist. Als Schamanin unseres Stammes bin ich ohne Zögern hierher geeilt, um nach ihm zu sehen. Die Kräuter und Salben, die ich mit mir führe werden ihn heilen, denn der Lauf seiner Tage ist noch nicht zu Ende“.

Ayunas Worte, mit tiefer, einprägsamer Stimme vorgetragen, hatten mich tief beeindruckt. Doch schon setzte sie fort: „Ihr habt nach der Zeremonie des Bären getanzt. Sagt mir, wer hat ihn besiegt?“

Alle Augen richteten sich auf mich. Mein Hochgefühl bekam einen leichten Beigeschmack. Ich stehe nicht gerne im Mittelpunkt des Interesses. Ayuna schritt auf mich zu, und ich erhob mich. Sie kam so nahe zu mir, dass ich ihren Atem fühlen konnte.

Dann senkte sie ihren Blick tief in meine Augen. „Ja, Du bist es, der Retter meines Vaters. Der große Geist hat Deinen Arm geführt – anders ist es nicht zu

erklären, dass Du die Bärenmutter und ihr Kind besiegt hast. Du wirst stets einen Ehrenplatz am Feuer unseres Stammes haben. Ich danke Dir für diese Tat“. Und dann näherte sich ihr Gesicht ganz nah an meines und sie rieb ihre Nase leicht an der meinen. „Das ist so Brauch bei meinem Volk, ich weiß, dort wo Du herkommst, ist es etwas anderes“, fügte sie mit einem Anflug eines Lächelns hinzu.

Ich war hingerissen von dieser zauberhaften Geste, ihren Dankesworte und ihrem Gesicht. Es war nicht eigentlich schön zu nennen – aber ich habe nie zuvor und danach ein interessanteres gesehen. Wie mir Kid später bestätigte, habe ich damals wohl nicht besonders intelligent aus der Wäsche geguckt und muss wohl ein paar Worte als Antwort gestammelt haben. Aber wer reagiert schon gefasst, wenn er von der so überraschend aufgetauchten Tochter des Stammesfürsten, zudem noch Schamanin geküsst wird, wenn auch nur mit der Nase.

Danach eilte Ayuna zu ihrem Vater, der sie trotz des hohen Wundfiebers erkannte und – außergewöhnlich für asiatisches Verhalten – in die Arme schloß. Er war eben Russe und seine Tochter somit halbe Europäerin. Ayuna entnahm ihrer mitgebrachten Tasche einige Tinkturen, welche sie auf die Wunde auftrug, nachdem Ann den Verband gelöst hatte.

Wie sich die beiden Frauen, Ann und Ayuna, begegneten, war ich sicher, dass sie sich auf Anhieb mochten. Obwohl ihre Herkunft, zumindest mütterlicherseits, so enorm verschieden war, stimmte die Wellenlänge. Ayuna dankte Ann herzlich, dass sie ihren Vater so gut versorgt hatte.

„Ich muss mich doch um den Freund und ehemaligen Vorgesetzten meines Vaters kümmern“, erklärte Ann. Und dann erklärten wir Ayuna, in der gebotenen Kürze, wer wir waren und weshalb wir hier seien. Obwohl Lev Nikolajewitsch die

Augen geschlossen hatte, glaube ich, dass er uns zuhörte. Seine zufriedene Miene schien dies nahezu legen.

Bevor wir das Zelt des Fürsten verließen, wurden wir noch Zuschauer einer schamanischen Zeremonie, die mich in ihrer Intensität und Durchführung beeindruckte. Ayuna entzündete in einem kleinen Gefäß einige Ingredienzien, die einen fremdartigen, aber nicht unangenehmen Duft verbreiteten. Dann begann die Schamanin mir leiser Stimme einen beschwörend klingenden, monotonen Gesang. Ich fühlte eine wohlige Müdigkeit aufsteigen. Das tranceartige Gefühl der vergangenen Stunden wich allmählich. Ich verließ das Zelt, in dem die beiden Frauen zurückblieben. Der volle Mond hatte drei Viertel seiner nächtlichen Bahn vollendet und auch ich neigte mich zur Ruhe.

\*

Am darauffolgenden Tag brachen wir zum Lager des Altaifürsten auf. Dort sollten sich heiße Quellen befinden, deren Wasser heilende Wirkung nachgesagt wurden. Den Wunden des Knjas würde dies gut tun, wenn auch sein Transport keine einfache Sache sein mochte. Zu diesem Zweck wurde ein Tragegestell zwischen zwei Pferden angefertigt, in welchem Volkov befördert wurde. Wir kamen dadurch nur langsam weiter und benötigten mehr als drei Tage bis zu unserem Ziel.

Ayuna hatte die Distanz in eineinhalb Tagen geschafft. Sie hatte Schier verwendet und konnte deshalb auch Abkürzungen benutzen. Zudem musste sie die meiste Strecke gelaufen sein, sonst wäre die kurze Anmarschzeit unmöglich gewesen. Rätselhaft schien allerdings, wie sie vom Jagdunfall ihres Vaters Kenntnis erlangt hatte. Mangels anderer Kommunikationsmöglichkeiten konnte es

sich wohl nur um einen Fall außersinnlicher Wahrnehmungen handeln. Lässt man die Scharlatanerie und all den Klimbim der rund um den Schamanismus getrieben wird, so scheint es doch einen unerklärlichen Rest zu geben, der rational nicht erklärbar ist.

Während unseres Rittes bemerkte ich zu meinem Missfallen, dass es zwischen Ayuna und John ganz ordentlich funkte. Schon bei ihrem ersten Zusammentreffen waren mir die Blicke, mit denen Ayuna John musterte, aufgefallen. Ausgerechnet John! Während ihn kaum einer unserer männlichen Reisebegleiter mochte, schien er auf Frauen ungemein zu wirken. Selbst Anna bekam den seltsamen Blick, wenn sie mit ihm sprach. Dabei war er mit Sicherheit nur hinter ihrem Geld her, wenn er sie hofierte. Jetzt, da er die Fürstentochter an der Angel zu haben schien, ließ er Ann links liegen. Diese und ähnlich trübe Gedanken setzten sich in mir fest. Und obwohl ich vernünftig genug war, um sie der Eifersucht auf einen Geschlechtsgenossen zuzuschreiben, konnte ich mich ihrer nicht erwehren.

## Sergejs Revolte

Volkovs Dorf, das wir schließlich erreichten, erwies sich als wehrhafte Ansiedlung, größer als erwartet. Schmucke Blockhäuser waren von einem weitläufigen Palisanderzaun umschlossen. Am Rande der Siedlung lag ein steiler Hügel, der von einem Fort gekrönt war. Im Unterschied zu den Holzhäusern waren die Mauern und Gebäude dort aus Stein: eine Burg im Altai.

Die Einwohner des Dorfes hatten sich bei unserem Einzug versammelt. Ihr offen zur Schau gestellter Schmerz beim Anblick ihres auf der Bahre liegenden Herrn unterstrich dessen Beliebtheit. Nicht nur bei Frauen bemerkte ich auch Tränen in den Augen der uns Empfangenden.

Uns wurde eine Unterkunft in zwei Steinhäusern am Burgberg angewiesen. Die Wohnungen waren sauber, einfach und zweckmäßig ausgestattet. Es gab sogar ein gemeinsames Badezimmer, und Toiletten – einen Luxus, der in Asien, nicht nur damals – kaum zu erwarten gewesen war.

Kid hatte den Ritt gut überstanden. Er schien wieder auf dem Damm. Gemeinsam mit dem Bärenlöter – sozusagen seinem Schutzengel – Alexej und der Nr. 484 bezog er eines der beiden Häuser. Das andere hatten Sim, John und ich bezogen. Für Ann war ein eigener Raum vorgesehen, in dem sie sich aber kaum aufhielt, da sie fast ständig mit der Pflege Volkovs beschäftigt war. Sie berichtete uns, dass er zu den Heilquellen gebracht und dort von Ayuna zu einem längeren Sitzbad genötigt worden war. Danach war sie verschwunden und hatte Ann die Pflege überlassen. Der Knjas erwies sich dabei als kein einfacher Patient – seine Genesung machte aber hinreichende Fortschritte.



Auch am nächsten Tag zeigte sich Ayuna zunächst nicht und tauchte erst am Nachmittag in unserer Behausung auf. Ernst und ruhig forderte sie uns auf, zu ihrem Vater mitzukommen. Täuschte ich mich, oder war dies nur Fassade? Ich meinte hinter ihrer Gelassenheit eine gespannte Unruhe zu bemerken.

Beim Knjas trafen wir auf Ann, die seine Pflege überwachte. Das Fieber war gewichen, und er machte schon einen besseren Eindruck als noch vor zwei, drei Tagen. Naturgemäß fühlte er sich noch schwach und sprach auch nur mit leiser Stimme.

Nachdem er mir nochmals für seine Rettung vor den Bären gedacht hatte, erklärte er, weshalb er uns zu sich gebeten hatte. Sergej, sein Sohn, wolle die Macht im Stamm an sich reißen. Offiziell befände er sich noch auf der Verfolgung von Kid und Tanja, doch es lägen Hinweise dafür vor, dass er sich bereits wieder in der Nähe des Dorfes befände. Der Umsturz sei schon für heute Nacht geplant sei. Da ihm das Sprechen schwer falle, solle Ayuna die weitere Erklärung übernehmen.

Seine Tochter nickte. „Schon seit längerer Zeit gibt es Indizien, dass Sergej eine baldige Machtübernahme anstrebt. Ich will hier nicht auf die Auseinandersetzungen eingehen, die mein Vater mit meinem Halbbruder in der Vergangenheit gehabt hat. Sie haben dazu geführt, dass der Knjas Kid zu seinem Nachfolger bestimmen wollte, da er seinen Sohn für ungeeignet hielt. Die Unruhe im Stamm war wohl auch der Grund für Kids Flucht. Aufgrund deren unglücklichen Ausganges ist wohl Kid als Konkurrent für Sergej ausgeschaltet, aber die schwere Verletzung des Fürsten scheint für Sergej eine willkommene Gelegenheit zu ergeben, seinen Vater zu entmachten“.

Sie schwieg mit ernster Miene. Ein bitterer Zug hatte sich um ihren Mund eingekerbt. Sie wirkte älter als sie tatsächlich war.

„Woher hast Du die Information, dass Sergej revoltieren will – und zwar schon kommende Nacht?“ warf Sim ein.

„Sergej beherrscht eine kleine, aber entschlossene Gruppe unserer Krieger. Ein paar davon sind aber auch Vertraute meiner Tochter. Sie haben Ayuna von der unmittelbar bevorstehenden Revolte in Kenntnis gesetzt“, übernahm Knjas die Erklärung. „Ich wollte euch davon unterrichten, dass die heutige Nacht unruhig werden könnte“.

„Unruhig“ war wohl eine starke Untertreibung. Wir schwiegen eine Weile, da wir diese neue, ungeahnte Wendung erst verdauen mussten. Volkov und Ayuna erwarteten gespannt unsere Reaktion.

„Keine Frage, auf welcher Seite wir stehen“, setzte sich John in Szene und warf Ayuna einen betörenden Blick zu, den diese liebevoll erwiderte. Dies fiel selbst Lev Nikolajewitsch trotz seiner Beeinträchtigung auf, und er antwortete missmutig: „Das ist schon klar – ihr braucht mich ja schon wegen der Erbschaftsgeschichte. Aber ich will nicht nach Tanja auch noch meine Tochter an einen Fremden verlieren, der ihr schöne Augen macht und den Kopf verdreht. Einen Sohn habe ich ja schon verloren, wenn die Sache stimmt“, fügte er mit Bitterkeit in der Stimme hinzu.

„Wir sollten trachten, eine gewalttätige Konfrontation zu vermeiden“, meinte da Sim. „Wir sind zwar im Vorteil, weil wir wissen, dass Sergej heute Nacht zu putschen beabsichtigt. Wenn aber Blut fließt, kann eine Spaltung des Stammes drohen. Ich habe eine Idee, wie wir dies vermeiden können“.

Und der Teufelskerl Sim entwickelte uns einen gefinkelten Plan, dem wir begeistert zustimmten.

\*

Mitternacht war bereits vorbei. Vor dem Haus des Altaifürsten brannte nur ein spärliches Licht. Im Vorraum von Volkovs Schlafzimmer schliefen ein paar Bedienstete. Eine Lampe warf ihr Licht auf den ruhenden Knjas. Sein Gesicht war durch einen dicken Verband verdeckt.

Da – was war das? Ein, zwei, drei Gestalten huschten durch die Dunkelheit ins Haus. Die Diener wurden schnell überwältigt. Eine Gestalt pflanzte sich vorm Bett des Fürsten auf, zwei weitere hielten sich im dunklen Hintergrund.

„Lev Nikolajewitsch Volkov“, verkündete da eine Stimme. „Du bist hiermit entmachtet. Ich Sergej Lewowitsch Volkov, als Dein Sohn Dein rechtmäßiger Nachfolger, bin ab sofort der neue Knjas unseres Stammes. Und Du bist hiermit unser Gefangener“.

Der Schläfer in Levs Bett rührte sich nicht, Sergej – denn um diesen handelte es sich bei dem Eindringling – trat zu ihm und rüttelte ihn. Abermals erfolgte keine Reaktion.

„Fein, dass Du mich gefangen nehmen und nicht gleich töten willst“, ertönte da eine dumpfe Stimme durch den Raum. Diese war zweifelsfrei Lev Nikolajewitsch zuzuschreiben. Aber der lag doch, scheinbar schlafend, im Bett von

Sergej? Und wer beschreibt dessen Entsetzen, als am Kopfende des Bettes ein diffuses Licht aufflammte und die Umrisse einer weißen Gestalt erhellte ...

Und als das Licht langsam heller wurde, erkannte man deutlich das Gesicht des Altaifürsten. Die Gestalt hob die Hände und setzte hohl klingend fort: „Ich bin der Knjas Altaisk und niemand kann mir die Macht nehmen, auch Du nicht Sergej – Du schon gar nicht, denn Du bist nicht würdig, Du hast Tanja auf dem Gewissen und trittst gegen Deinen Vater auf ...“.

Die Wirkung dieser Worte war enorm. Die beiden hinter Sergej stehenden Gestalten warfen ihre Waffen weg und sanken wimmernd zu Boden. Ähnlich perplex reagierten die weiteren inzwischen in den Schlafsaal eingedrungenen aufständischen Krieger. Rufe wie ‚der Knjas ist erschienen, er lebt und ist gesund, wehe uns, er wird uns bestrafen‘, erschallen.

Auch Sergej war wie vom Donner gerührt. Er wusste nicht, wie ihm geschah. Was die Erscheinung der Geist des Fürsten und dieser – im Bett unterem Verband liegend – bereits tot? Aber Sergej war okkulten Dingen gegenüber seit jeher skeptisch eingestellt. Es konnte nur einen Knjas geben, tot oder lebendig. Und da der Mann im Bett näher bei ihm war, machte er zwei Schritte und begann am Verband zu nesteln. Das war aber gar kein richtiger Verband – mit zwei, drei Drehungen enthüllte er den Kopf der Gestalt, die sich nun auch zu bewegen begann. Und siehe, ein völlig anderes Gesicht als das von Volkov kam zum Vorschein.

„Betrug, Verrat“, schrie Sergej und seine Hand fuhr zum Gürtel. Aber es war zu spät.

„Jawohl: Verrat und Betrug. Du hast Deinen Vater verraten und betrogen. Du bist unser Gefangener“, antwortete Sim und packte Volkovs Sohn unsanft bei den Händen. Rasch hatten wir, die wir uns im Hintergrund des Schlafsaales verborgen gehalten hatten, Sergej entwaffnet und gefesselt.

Dabei hatte ich auch Gelegenheit, erstmals das Äußere von Sergej zu betrachten. Er war mittelgroß und hellblond. Seine Mutter, Volkovs erste Frau, war Russin gewesen. Als besonderes Merkmal stachen seine über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Augenbrauen ins Auge. Manchmal wird dies ‚Kainszeichen‘ genannt, dessen Träger negative Eigenschaften zugeschrieben werden.

Die Orgie an Flüchen und Schimpfwörtern, mit denen er uns bedachte, konnten wir nur dadurch beenden, dass wir ihm kurzerhand einen Knebel in den Mund schoben. Sergejs Leute ließen sich widerstandslos festnehmen. Der Schreck saß ihnen gehörig in den Knochen.

Sims genialer Plan war voll aufgegangen. Ein Krieger hatte sich anstelle des Knjas ins Bett gelegt und sein Gesicht wurde mit einem Verband unkenntlich gemacht. Der Fürst selbst hatte beim Bett hinterm Vorhang ausgeharrt, um rechtzeitig als sein eigener Geist aufzutreten. Der Überraschungseffekt, mit welchem Sim gerechnet hatte, hatte eingeschlagen. Natürlich hielt sich ein verlässlicher Kern der Krieger des Fürsten in der Nähe versteckt, um bei einem Scheitern von Sims Plan einzugreifen. Glücklicherweise hatte sich das jedoch als unnötig herausgestellt.

## Lev Nikolajewitsch spricht ...

Nach all den Aufregungen schien es an der Zeit, ein Resümee über den Stand der Dinge zu ziehen.

Sergejs Revolte war gescheitert. Er war an einen sicheren Ort gebracht worden, wo er kein weiteres Unheil anrichten konnte. Seine Anhänger waren durch die nächtlichen Ereignisse so geschockt, dass ihnen ihre Aufrührpläne ausgetrieben worden waren.

Der Mummenschanz, der dies hervorgerufen hatte, zeigte jedoch negative Auswirkungen auf den Gesundheitszustand von Lev Nikolajewitsch. Sein Auftritt und das Warten hinter dem Bett, in dem er ja eigentlich ruhen hätte sollen – das alles erwies sich als zu anstrengend für ihn. Die Wunde war wieder aufgebrochen, der Heilungsprozeß zum Stillstand gekommen. Es dauerte ein paar Tage, bis der Knjas wieder ansprechbar war. Eines abends erschienen Ayuna und Anna bei uns.

„Er scheint nun wieder einigermaßen hergestellt zu sein“, meinte Ann, die sich mit Ayuna in der Pflege abwechselte. „Die Wunde ist wieder geschlossen, und dürfte heilen, wenn es nicht zu Außergewöhnlichem kommt“.

Ayuna schüttelte den Kopf. Sie war offenbar anderer Ansicht. „Das Außergewöhnliche ist leider bereits eingetreten“, meinte sie ernst. Erst die Nachricht vom Verlust Tanjas, und dann Sergejs Verrat ...“.

„Aber er hat ja Dich, Ayuna, seine treue, aufopfernde Tochter“, versuchte ich einzuwenden. „Zu mir ist sein Vertrauen geschwunden – und ich ahne auch den Grund hierfür“, entgegnete sie traurig. „Er verachtet John. Dich mag er und

will mit Dir sprechen, Pjotr. Du sollst morgen früh zu ihm kommen – Du allein“. Ein wenig Eifersucht schien mir in dieser Nachricht Ayunas mitzuklingen ...

An diesem Abend konnte ich lange nicht einschlafen. Schwere Gedanken wälzten sich wie Mühlsteine in meinem Kopf. Was hatte Volkov mit mir zu besprechen? Schon beim Kennenlernen hatte ich den Eindruck, dass ich dem Knjas nicht gleichgültig war. Während er sich John gegenüber, gelinde gesagt, ablehnend verhielt. Lev Nikolajewitsch wäre wohl nicht zum Stammesführer aufgestiegen, wenn er nicht fähig wäre, Menschen richtig einzuschätzen. Bei John mochte wohl die offensichtliche Zuneigung Ayunas zu jenem den Hauptgrund für Volkovs Abneigung spielen. Weshalb war sie auch so verschossen in ihm? Als Kind der Natur waren ihr wohl westliche Konventionen, wie zurückhaltende Rolle der Frau und dergleichen, fremd. Wenn sie jemand liebte, so zeigte sie das auf natürliche Weise. Dies mochte herzerfrischend sein, vorausgesetzt, es traf den Richtigen. John war das jedoch mit Sicherheit nicht! Meine Einschätzung war keine bloße Eifersucht, obwohl – das war mir wohl bewusst – eine solche Komponente mitschwang. John war ein Tunichtgut, der aufgrund seines Aussehens von der Gunst der Frauen profitierte. Ich war mir sicher, dass er zuvor Ann schöne Augen gemacht hatte, weil er in ihr die reiche Erbin sah. Als dann Ayuna die Bühne betrat, zählte Ann plötzlich nicht mehr für ihn, obwohl er ihr zunehmend nicht gleichgültig war. Und wenn selbst die rational denkende promovierte Medizinerin Ann Zuckerman Johns Verführungskünsten nicht widerstand, wie sollte es da Ayuna Volkov gelingen, die in diesen Dingen sicherlich weit weniger erfahren war?

Ein anderes gravierendes Problem war sicherlich Sergej. Was sollte mit ihm geschehen? Auf seinen Umsturzversuch stand wohl die Todesstrafe, zumindest aber die Verbannung. Wie würde sich der Knjas in dieser Hinsicht verhalten?

\*

Am nächsten Morgen trat ich bei Sonnenaufgang an Lev Nikolajewitsch Lager. Seit dem nächtlichen Mummenschanz war ich nicht mehr dort gewesen. Ich hatte mir vorgenommen, ihn mit einem Hinweis auf unser damaliges Gelingen aufzuheitern. Denn Sorgen hatte er wohl genug.

Aber dann erschrak ich über sein Aussehen, sodass mir meine Worte im Hals stecken blieben. Er erinnerte mich an meinen Großvater, den ich als junger Bursche im Spital besuchte. Dieser war gar nicht übermäßig hinfällig und gut ansprechbar – aber es waren seine Augen, die mir damals sagten, dass er bald von uns gehen würde. Und bald danach ist er gestorben.

Lev Nikolajewitsch hatte denselben Blick. Diese Einsicht bestürzte mich. Physisch schien er nicht zu leiden. Er saß aufrecht im Bett und begrüßte mich mit einem herzlichen Handschlag. Als ich ihn nach seinem Wohlergehen fragte, machte er eine wegwerfende Handbewegung.

„Die Verwundung wird heilen. Anns Pflege ist sehr hilfreich“, stellte er mit leiser, aber fester Stimme fest. Ein milder, fast liebevoller Ausdruck verbreitete sich über sein Gesicht.

„Und Ayuna – ihre Kräuter werden Dich gesund machen“, unterstrich ich die Rolle seiner Tochter. Seine Miene verdüsterte sich: „Wer weiß wie lange sie noch Schamanin sein kann? Als solche sollte sie eher unverheiratet bleiben, jedenfalls keinen hergelaufenen Schnösel heiraten. Ich werde nie meine Einwilligung zu einer Verbindung mit John geben. Mir war schon sein Vater Ivanko nicht sympathisch, seinen Abkömmling mag ich aber überhaupt nicht ...“.



Er hatte sich in Rage gesteigert und ich versuchte ihn abzulenken. „Es gibt wichtige Probleme zu lösen“, wechselte ich das Thema. „Wie willst Du über das Schicksal Deines Sohnes entscheiden?“

„Ja“, seufzte er tief auf – „das ist einer der Gründe, weshalb ich Dich hierher gebeten habe. Aber lass uns zunächst über ein Thema reden, welches ich bereits einmal mit Dir besprechen wollte. Nur sind uns damals die Bären dazwischen gekommen. Und wärest Du nicht gewesen, hätten wir es nicht wieder erörtern können“. Er betrachtete mich liebevoll. Seine Augen wurden groß und füllten sich mit Wasser. Der Knjas, der seinerzeit als Offizier der weißen Armee durch dick und dünn gegangen war, der Altaifürst, der mit eiserner Hand seinen Stamm lenkte – er weinte.

„Das ist mir zum letzten Mal beim Tod von Ayunas Mutter passiert“, meinte er verlegen, und wischte sich verstohlen die Tränen vom Gesicht. „Wenn ich den Rat der Alten über Sergejs Schicksal entscheiden lasse, so ist es um ihn geschehen. Auf Revolte steht nach unseren Gesetzen der Tod ...“. Nach Minuten in dem wir beide schwiegen, fuhr er fort, indem er seinen Blick tief in meine Augen senkte: „Aber kann ich mein eigenes Fleisch und Blut verderben? Ich hätte keine ruhige Minute mehr. Also kann ich keine Gerechtigkeit über – das ist mein Dilemma. Ich grübele Tag und Nacht und finde keinen Ausweg. So oder so handle ich falsch ...“.

Der Altaifürst tat mir unsäglich leid. Auch ich hätte an seiner Stelle nicht gewusst, wie ich mich in dieser Situation entscheiden würde. Oder doch ...?

„Tief im Inneren weißt Du, was Du tun sollst, Lev Nikolajewitsch“. Ich nahm ihn bei den Schultern. Er schien leicht wie ein Flaum. „Du würdest nicht

darüber hinwegkommen, wenn Du Deinen Sohn dem Henker auslieferst. Das wäre genau so, als wenn Du ihn selbst tötest. Du bist der Knjas Deines Stammes, der zweifellos stets gerecht zu allen war. Du bist niemandem Rechenschaft schuldig ...“.

„Nur mir selbst“, antwortete Volkov. „Aber ich danke Dir. Deine Meinung hilft mir – sie deckt sich mit meinem Urteil. Natürlich kommt Sergej nach all dem nicht als mein Nachfolger in Frage. Dass er dafür nicht geeignet ist, ist mir schon seit längerem klar. Dabei wäre es dringend notwendig, dass ich meinen Nachfolger bestimme. Und das bringt mich zu einem ganz speziellen Punkt. Da mir nicht mehr viel Zeit beschieden ist, will ich gleich mit der Tür ins Haus fallen. Ich möchte Dich dem Altenrat als meinen Nachfolger vorschlagen. Was meinst Du dazu ...?“ Der Knjas sah mich fragend an.

Seiner Zuneigung war ich mir wohl sicher gewesen, aber dass er mich für die Führung seines Stammes vorsah – das war eine totale Überraschung. Ich brachte kein Wort zur Antwort heraus. Natürlich dachte ich nicht im geringsten daran, seinen Vorschlag zuzustimmen.

„Ich habe es mit meiner Tochter besprochen. Sie schätzt Dich und findet, meine Idee sei gut. Am besten wäre es, Du würdest ihr Mann. Das würde zwei Probleme mit einem Schlag lösen. Mein Nachfolger wäre mein Schwiegersohn und der Geck namens John wäre ausgebootet“, bereitete der Knjas weiter seinen Plan aus. Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

„Aber davon wollte Ayuna nichts wissen“, setzte er fort. „Aber Du wirst auch ohne sie Anerkennung finden, denn Du besitzt die Eigenschaften, die ein Führer benötigt“.

„Mit Verlaub, Lev Nikolajewitsch, aber ich habe mir mein Leben anders eingeteilt. Schlag Dir diese Idee aus dem Kopf. Du wirst schon jemanden geeigneten finden. Und außerdem kannst Du noch viele Jahre ...“. Er unterbrach mich schroff: „Ich weiß, wann meine Zeit gekommen ist. Von diesem Lager werde ich wohl nicht mehr aufstehen. – Aber lassen wir das, da Du nicht willst. Mir liegt noch ein anderes Problem am Herzen“. Es war deutlich, dass er enttäuscht und auch beleidigt war. Meine Ablehnung hatte ihn getroffen. Aber mir war wichtig, in dieser Angelegenheit vom Beginn an Klarheit zu schaffen.

„Da der nächste Punkt wohl einfacher gestaltet ist, will ich die Sache kurz machen“, erklärte Lev Nikolajewitsch. „Ich werde das Ziel des Zuckerman-Testaments unterstützen und sträube mich nicht weiter gegen die Annahme der Erbschaft. Nur möchte sie unmittelbar an meine Kinder weitergehen. Sergej will ich in dieser Hinsicht nicht benachteiligen“, meinte er. „Dadurch habe ich auch ein Druckmittel in der Hand, um sein Verhalten zu steuern. Denn Geld hat ihn schon immer am meisten interessiert“.

Mir selbst ist der Mammon nie wichtig gewesen. Irgendwie störte es mich jedoch, dass Sergej durch Volkovs Vorgehen nun Millionär sei sollte. Und John ebenso.

„Ich kann in Deinem Gesicht lesen wie in einem offenen Buch“, meinte Lev Nikolajewitsch. Zum ersten Mal seit langem zeigte er ein leises Lächeln.

„Dir ist das nicht recht, aber glaub mir, dies ist die beste Lösung für alle. Und ich selbst will Salomon Abramowitsch nicht im Schatten stehen. Du kannst annehmen, dass ich als Altaifürst kein armer Mann bin. Aber ich besitze mehr, als ihr alle ahnt. Selbst Sergej und Ayuna wissen nicht, was alles mir gehört. Woher das Vermögen ist, steht jetzt nicht zur Debatte. Aber ich will es zum Zuckerman-

Erbe dazuschlagen, an die gleichen Personen nach dem gleichen Schlüssel verteilen.

„Hast Du Dir das gut überlegt, Lev Nikolajewitsch? Glaubst Du das dass eine so gute Idee ist?“ gab ich ihm zur Antwort. „Das Erbe steht Deinen Kindern zu, und die Aufteilung unter uns anderen wird böses Blut machen. Sergej zum Beispiel ...“.

„Bleib mir mit ihm vom Leib“, unterbrach er mich harsch. „Der kann froh sein, wenn er überhaupt was kriegt“.

„Du kannst Dein Vermögen unter Deinen Stammesgenossen verteilen oder für wohltätige Zwecke spenden“, schlug ich vor. „Das werde ich auch tun, aber nur mit einem Teil – es ist ja genug da. So hat es Salomon auch gemacht und ich werde es ebenso tun. Sim hat mir das erklärt – und ich werde jetzt gleich anschließend mit ihm die Formalitäten in die Wege leiten“.

Dixit. So war er, der Altaifürst. Wenn er sich etwas vorgenommen hatte, dann führte er es auch durch. Ich fühlte, dass unsere Unterredung zu Ende war und zog mich zurück.

Sergejs fehlgeschlagene Revolte hatte zweierlei zur Folge. Sie führte letztlich zum Umschwung in der Einstellung des Knjas in Bezug auf Zuckermans Erbe. Er nahm die Bedingungen an. Das sicherte den Erfolg unserer Expedition, die damit eigentlich am Ziel war. Die negative Seite war der körperliche Verfall Volkovs. Als ich nochmals in seinen Raum zurückkehrte – ich hatte meine Jacke vergessen – lag er erschöpft mit ganz eingefallenem Gesicht in seinem Bett. Das Reden hatte ihn offenbar sehr angestrengt. Würde er je wieder der Alte sein? Ich hegte daran meine Zweifel. Drei der Eckpfeiler seiner Existenz waren zusammengebrochen oder

zumindest ins Wanken geraten. Zuerst der Verlust von Tanja in Verbindung mit Kids Flucht. Danach Ayuna offensichtliches Interesse an John, den Volkov so gar nicht mochte. Am schlimmsten traf ihn aber Sergejs Verrat. Darüber hinwegzukommen schien unmöglich.

Wie konnten wir ihm nur helfen? Darüber erbrach ich mir in den nächsten Stunden den Kopf, kam aber zu keiner echten Lösung des Problems. Ich beschloß, die Gefährten zu Rate zu ziehen.

## **Ein Gottesurteil**

So versammelten wir uns am Abend, um die neue Situation zu besprechen. Neben Sim, Ann, John und mir waren auch der Bärenjäger, Kid, die Nr. 484 und Alexej anwesend. So zahlreich waren wir noch nie zuvor zusammengekommen – die Sachlage war aber eine Diskussion in größeren Rahmen nötig, da die Entwicklung uns alle betraf.

Zunächst informierte ich die Gefährten über meine Unterredung mit Lev Nikolajewitsch. Allen war klar, dass mit Volkovs Entscheidung, das Zuckerman-Erbe anzunehmen, unser Expeditionsziel im wesentlichen erreicht war. Dass er das Erbe unmittelbar an seine beiden Kinder weitergeben würde, rief Erstaunen hervor.

„Bei Ayuna ist es klar – es wird allerdings Interessenten auf den Plan rufen, die davon profitieren wollen“, stellte Sim mit einem Seitenblick auf John fest. Dessen Kopf lief rot an und eine Zornesader schwoll auf seiner Stirn. Ich befürchtete schon eine weitere Konfrontation zwischen den beiden. Doch bevor er

loslegte, setzte der Anwalt seine Bewertung fort: „Doch dass er Sergej, diesem Aas von Sohn, einen Anteil gibt, ist unverständlich und mit Sicherheit ein Fehler. In jedem vernünftigen Rechtssystem wäre der Aufrührer zu eliminieren. Eine Verbannung wäre das mindeste“.

Alle außer John stimmten zu. Der war offenbar anderer Meinung, sagte aber nichts dazu. Der Bärenötter stellte lapidar fest: „Nach dem Gesetz des Altai hat Sergej sein Leben verwirkt. Das einzige, was der Fürst für seinen Sohn tun kann, wäre ein Gottesurteil, etwa in Form eines Kampfes mit Wölfen“.

„Aber da der Verurteilte dabei unbewaffnet ist, so kommt dies auf ein Todesurteil hinaus ...“, fügte die Nr. 484 hinzu. Der Bärenötter nickte: „So ist es – also wird das Erbe nicht zum Tragen kommen und wir brauchen uns nicht aufzuregen“.

„Ayuna ist dann steinreich und eine fette Beute für einen Frauenhelden“, stichelte Sim weiter gegen John. Dieser Verlor die Beherrschung und stürzte sich mit geballten Fäusten auf den Anwalt. „Du Schwein, Du selbst bist ja hinter Ann her, nur hast Du keine Chance, Du vertrockneter Winkelanwalt“. Mit diesen Worten versuchte John einen Uppercut bei Sim zu landen, der aber geschickt auswich und ihn seinerseits mit einem linken Haken zu Boden streckte.

„Ich würde Dir raten, Dich nicht mit mir anzulegen. Ich habe schon ganz andere Burschen als Dich kleingekriegt. Ich habe Erkundigungen über Dich eingezogen und weiß von Deinen Machenschaften mehr als Du denkst ...“, beendete Sim mit schneidender Stimme die Auseinandersetzung. Er war drahtig und trainiert genug, um den körperlich weitaus stärkeren Gegner zu bezwingen. John taumelte hoch und wischte sich das Blut vom Mund. Ich erwartete eine Fortsetzung, doch er hatte offenbar genug. Sims Andeutungen hatten ihn bis

unter die Haarwurzel erbleichen lassen – das hatte ich deutlich erkannt. Im Grunde war John ein Feigling.

„Sergej gehört mir – das steht fest“, mengte sich Kid jetzt in die Diskussion. „Tanjas Tod soll nicht ungesühnt bleiben. Durch seine Hetzjagd ist es zum Unglück am Gletscher gekommen –und dafür wird er büßen“.

„Das sehen viele Stammesmitglieder anders“, warf Alexej ein. Und Gornov fügte hinzu: „Du selbst wirst Dich wegen Deiner Flucht und der Mitnahme Tanjas vor dem Rat der Alten verantworten müssen. Und wie Du weißt, hat Dir der Knjas keineswegs verziehen. Die Sache sieht nicht gut für Dich aus ...“.

„Ich bringe Dich weg von hier“, bot sich 484 an. „Schlimmstenfalls droht Dir die Hinrichtung oder ein Gottesurteil“.

Kid schüttelte den Kopf. „Ich bleibe – Flucht käme einem Schuldgeständnis gleich. Und wo soll ich hingehen? Volkovs Häscher würden mich in ganz Sibirien aufspüren. Und ich muss noch die Rechnung mit dem Sohn des Fürsten begleichen“.

\*

Und dann tagte der Rat der Alten. Er bestand aus zwölf angesehenen Mitgliedern des Stammes. Die meisten waren ältere Jahrgänge, aber auch einige jüngere Männer gehörten dazu, die sich bei der Jagd, Stammesfehden oder sonstwie ausgezeichnet hatten. Eigentlich war es kein Tagen, sondern sie versammelten sich meist am späten Nachmittag und saßen dann bis in die Morgenstunden ums Feuer.

Sie machten sich ihr Amt nicht leicht und benötigten drei Tage bis zur Verkündigung ihrer Entscheidung. Am Morgen des vierten Tages wurden wir zur Behausung des Fürsten gerufen. Dieser wurde ins Freie getragen und nahm auf einem mit reichen Holzschnitzereien verzierten Thron Platz, seine Tochter und einige Unteranführer auf seiner Seite. Sergej war etwas abseits unter Bewachung postiert. Kid, um dessen Schicksal es ebenfalls ging, stand in der Mitte des Platzes, noch als freier Mann.

Der Vorsitzende des Rates, ein weißbärtiger Alter, begründete zunächst die Anklage und erläuterte das Für und Wider. Dann kam die große Überraschung: der Altenrat hatte auch über das Schicksal Sergejs beraten und war zu einem Schluß gekommen. Am düsteren Gesichtsausdruck des Fürsten erkannte ich, dass das Urteil nicht günstig ausgefallen sein konnte. Ayuna berichtete uns später, dass der Rat auf eine Bestrafung Sergejs bestanden hätte. Von der Todesstrafe, die für Aufruhr vorgesehen war, habe der Rat wegen der Einwände des Knjas abgesehen, aber ungeschoren sollte er nicht davonkommen. Dabei mag auch die zunehmende Hinfälligkeit Volkovs eine Rolle gespielt haben. Von einem bettlägrigen, schwachen Fürsten wollte sich der Rat nichts vorschreiben lassen.

Kurz gesagt, wurde folgendes Gottesurteil verhängt. Kid und Sergej sollten – unbewaffnet! – gegen Wölfe kämpfen. Sie mussten in einem abgeschiedenen Talkessel 24 Stunden verbringen. Dort sollte sich ein Wolfsrudel aufhalten. Die Wölfe würden zuvor in Fallgruben gefangen werden und von Jägern in den Kessel gebracht werden. Wenn es den beiden gelänge, einen Tag und eine Nacht dort auszuharren, waren sie frei und rehabilitiert. Falls sie den Wölfen zum Opfer fielen – dann war ihre Schuld dadurch erwiesen und sie hatten den Tod verdient. Jetzt, am Ende des Altai-Winters, in dem für die Tiere nur ein geringes Nahrungsangebot herrschte, wurde den Bestien eine besondere



Angriffsbereitschaft und Gefräßigkeit nachgesagt – keine guten Aussichten für Sergej und Kid.

Die Besonderheit des verhängten Urteils bestand darin, dass es für beide zugleich und am selben Ort vollstreckt werden sollte. Dass man die beiden Todfeinde gemeinsam im Kessel einsperrte und der Gefahr aussetzte – das war schon ein starkes Stück.

Das Gottesurteil sollte beim nächsten Vollmond vollstreckt werden. Das war in zwei Tagen. Der Bärenötter verbrachte diese Frist mit Kid, um ihn auf den Kampf vorzubereiten. Er versuchte Kid einzureden, ein Messer zu verwenden. Es wolle versuchen, ein solches ins Wolfs-Tal einzuschmuggeln. Kid war jedoch damit nicht einverstanden, da er nur mit erlaubten Mitteln kämpfen wolle. „Wenn der Rat zum Schluß gekommen ist, dass ein Gottesurteil angemessen sei, unterwerfe ich mich den Regeln“, meinte er dezidiert. Dann sei das Risiko hoch, dass er sein Leben einbüße, meinte der Bärenötter, der kein Verständnis für Kids Verhalten aufbrachte. Dennoch knobelten die beiden im Verein mit 484 und Alexej Überlebensstrategien für Kid aus. „Ein handfester Prügel mit einem Hieb zur rechten Zeit auf die Schnauze vertreibt die wildeste Bestie – das gibt Dir zumindest eine Chance“, empfahl Alexej. „Gewiss, aber die Gefahr liegt im Rudel. Kid muss trachten, den Leitwolf zu erledigen“, entgegnete Gornov. „Am besten, er sucht sich einen Spalt oder eine enge Höhle“, meinte 484. „Verstecken funktioniert allerdings nicht, weil ein Wolf eine ungemein feine Witterung besitzt. Aber als Rückendeckung ist das kein schlechter Vorschlag“, antwortete der Bärenötter.

„Ein weiteres Problem stellt Sergej dar“, setzte Gornov fort. „Er wird versuchen, Dich zu töten, denn sein Haß auf Dich ist mindestens ebenso groß wie der Deinige auf ihn“. „Vielleicht wird er zuerst gefressen und die Wölfe sind dann

schon satt und lassen Dich ungeschoren“, brachte Alexej einen anderen Aspekt ins Spiel.

Jedenfalls bot das Gottesurteil interessante Facetten von Ausgangsmöglichkeiten. Aber die Realität stellte dann all das in den Schatten.

\*

Dann kam der schicksalsschwere Tag. Am Vormittag erschien eine Abordnung des Rates und führte Kid zum Eingang des Talkessels. Bis zu diesem durften wir folgen. Der Zugang bestand in einem äußerst engen Canyon, der von einem Bach durchströmt wurde. Jetzt, am Ende des sibirischen Winters, war er noch von einer Eisdecke bedeckt. Wenn ein Mann die Arme ausbreitete, konnte er beiden Seitenwände berühren – so eng war die Schlucht.

Sergej war schon zum Tageingang gebracht worden. Er war in dicke Fellkombination gekleidet, vermutlich um besser gegen Bisse geschützt zu sein. Kid hingegen setzte auf Schnelligkeit und trug keine Fellkleidung.

Sergej warf uns böse Blicke zu. Er machte uns für das Scheitern seiner Revolte verantwortlich. Kid beachtete ihn gar nicht. Er sah durch ihn hindurch als sei er Luft.

Die beiden Verurteilten wurden nach Waffen durchsucht. Dann wurde erst Kid in den Schluchteingang geschickt. Vorm Betreten des Canyons drehte er sich nicht um. Verabschiedet hatten wir uns schon am frühen Morgen. Da hatte ihm Ayuna ein Amulett gegeben, das er jetzt an seiner Brust trug.

Nach einiger Zeit wurde Sergej zum Eingang gebracht. Bevor er eintrat, wandte er sich nochmals um: „Euch soll alle der Teufel holen, ihr amerikanisches Pack, samt euren Kid, der meine Tochter auf dem Gewissen hat. Ich werde zurückkommen, aber ihn werden die Wölfe fressen ...“. Dann verschwand er.

Danach wurde der Eingang mit mehreren Steinplatten verrammelt. Sie waren so schwer, dass sie nur von mehreren Männern bewegt werden konnten. Dadurch wurde ausgeschlossen, dass die beiden nicht vor der Zeit das Tal verlassen konnten. Morgen zur gleichen Zeit, 12 Uhr mittags, würden die Steine wieder entfernt und der Rat würde nach dem Schicksal der Verurteilten forschen.

„Ich schätze, dass heute Nachmittag erst mal gar nichts passiert, da Raubtiere wohl erst in der Nacht aktiv werden – es sei denn, die Wölfe sind so hungrig, dass sie schon in der Helligkeit nach Beute aus sind“, verkündete der Bärenjäger. Die Nr. 484 und Alexej nickten zustimmend.

„Und ich schätze, dass Kid diese Stunden benutzen wird, um Sergej zu erledigen“, widersprach Sim.

Doch alles sollte anders kommen. Das Schicksal spann seine Fäden ganz anders, als es den Erwartungen entsprach. Burhan, der Gott der Eingeborenen, vollstreckte sein Urteil auf überraschende Weise.

\*

Jetzt hieß es vierundzwanzig Stunden zu warten. Wir vertrieben uns die Zeit auf verschiedene Weise.

Alexej und 484 entzündeten ein Feuer und tranken Chay. Abwarten und Tee trinken, kam es mir in den Sinn. Es wird wohl auch Wodka dabei gewesen sein.

Ayuna hatte sich mit zwei Hilfsschamanen zu einer Zeremonie zurückgezogen. Von ferne waren dumpfe Trommelschläge und monotone Gesänge zu vernehmen. Sim, welcher der Beschwörung beiwohnen wollte, wurde der Zutritt von Ayuna untersagt. Selbst John holte sich einen Korb. Mißmutig gesellte er sich zu unseren beiden Führern und trank mit ihnen Schnaps.

Anna und ich besuchten den Knjas.

Dieser war inzwischen derartig hinfällig geworden, dass die Zweifel an seinem Wiederaufkommen wuchsen. Geistig war er allerdings präsent, wenn ihm auch die eine oder andere Formulierung schwerfiel und er seine Gedanken sprunghaft ausbreitete.

Er erzählte uns vom Fund eines Schatzes, den er erst vor ein paar Jahren am Baikalsee gemacht hätte. Dabei handelte es sich um goldene Gerätschaften, Ketten und andere Schmuckstücke, die er als Beigaben in einem Herrschergrab gefunden hätte. Ob die Skythen, die das Know How der Goldschmiedekunst besaßen, so weit nach Osten vorgedrungen waren, bezweifelte ich. In diesen Fall wäre aber der Fund mehrere Jahrtausende alt und schon aus diesem Grund von unermesslichem Wert. Aber vielleicht ging er auf die Mongolen zurück, die sich vor etwa siebenhundert Jahren nachweislich in dieser Gegend aufgehalten hatten. Dunkel erinnerte ich mich, von der Vermutung russischer Wissenschaftler gelesen zu haben, dass sich das Grab des legendären Mongolenherrschers Dschingis Khan irgendwo am Baikalsee befände.

Lev Nikolajewitsch wollte mit uns nach Burjatien reisen, um uns zum Versteck zu führen, sobald er nicht mehr bettlägrig sei. Als er unsere skeptischen Blicke bemerkte, ergänzte er, dass dies dann wohl auch Ayuna tun könne. Sowohl ihr als auch Sergej sei die Fundstelle bekannt. Der Schatz solle gehoben und veräußert werden, wobei der Erlös seinem Volk zugute kommen solle.

Überhaupt lag ihm bei diesem Gespräch das Schicksal seines Stammes am Herzen. Ich glaube, dass er schon damals ahnte, wie es um ihn stand, denn er machte sich verstärkt um seine Nachfolge Gedanken. Als Ann Kid ins Spiel brachte, überraschte uns beide seine positive Reaktion. Falls er das Gottesurteil überlebte, was doch eher unwahrscheinlich sei, so wäre er der geeignete Kandidat. Er sei ein großer Jäger, war mit dem Stamm und dessen Gepflogenheiten wohl vertraut und werde von allen geachtet. „Bis auf Sergej“, warf ich ein. „Wenn es den dann noch gibt“, antwortete Volkov.

Am späten Nachmittag verschwand der Bärenjäger und kehrte erst am frühen Morgen wieder zurück.

„Ich habe versucht, in den Kessel zu sehen. Teilweise ist mir das gelungen, aber von Kid und Sergej habe ich nichts bemerkt. Wohl aber habe ich des Nachts Wolfsgeheul vernommen. Nach dessen Intensität besteht das Rudel aus mindestens einem dutzend Wölfen. Ich hätte gerne den einen oder anderen Wolf abgeschossen, um für Kid das Leben einfacher zu gestalten“, erklärte er in seiner trockenen Art. „Aber es ist mir kein Tier vors Rohr gekommen, und das Terrain oberhalb des Kessels ist derart unübersichtlich, dass meine Absicht von vornherein zum Scheitern verurteilt war“.

Etwas später am Morgen trat Ayuna zu uns. Doch wie sah sie aus? Ihre Augen waren so groß, dass ich fast erschrak. Die Pupillen schienen durch

halluzinogene Substanzen, die sie offenbar während des schamanischen Ritus zu sich genommen hatte, ungemein geweitet. Ihr Blick war abwesend und in sich gekehrt.

„Hört mich an, Freunde von Kid“, verkündete sie mit seltsam hohl klingender Stimme. „Ich habe mit den Geistern gesprochen, mit den bösen, die Kid und Sergej verderben wollen und den guten, die sie zu retten trachten. Der Kampf ist hin- und hergegangen, doch er ist entschieden“.

Wir hingen andächtig an ihren Lippen. Die Intensität der Szene war kaum zu beschreiben. Sie hat sich mir bis heute, wenn ich das Jahrzehnte später niederschreibe, unauslöschlich in meine Erinnerung eingegraben.

„Das Gottesurteil hat beide verschont. Sie sind am Leben, allerdings sind alle zwei stark beeinträchtigt – näheres konnte ich nicht sehen“. Sie schwieg erschöpft. Schon die wenigen Worte hatten sie sehr angestrengt. Ihre beiden Gehilfen führten sie hinaus, und Ann begleitete sie.

Wie verlässlich war Ayunas Ankündigung? Wie konnte sie wissen, was vorgegangen war? Die meisten von uns blickten skeptisch. „Für gewöhnlich behält Ayuna mit ihren Einsichten, die sie in Trance gewonnen hat, recht. Aber es kann sein, dass die Verletzungen, von denen sie offensichtlich gesprochen hat, so schwer sind, dass sie zum Tode führen“, hielt der Bärenjäger dagegen. „Oder bereits geführt haben“, fügte er hinzu. „Lasst uns Kid ehest möglich aus dem verfluchten Kessel herausholen“.

## Im Tal der Wölfe

Da der Vormittag schon weit fortgeschritten war, wurde unsere Ungeduld nicht mehr lange auf die Probe gestellt. Um Punkt zwölf Uhr schoben die gleichen Männer wie gestern die Steine vom Eingang, und wir drangen in den Canyon ein.

Schon nach kurzer Zeit erweiterte sich die schmale Schlucht zu einem Talgrund. Merkwürdigerweise lag hier kaum Schnee und es war überraschend mild. Die Sonne war nicht zu sehen, da die Wände des Kessels himmelhoch empor ragten. Auch waren sie so glatt, dass an ein Entkommen nicht zu denken war.

Der Talboden war keineswegs eben sondern von Hügeln durchzogen und von Felsbrocken verschiedener Größe übersät – ein Terrain, welches offensichtlich zum Verstecken genug Gelegenheit bot. Nachdem wir den Kessel eine Zeit lang durchstreift hatten, entdeckten wir die Gerippe mehrerer Wölfe. Frische Blutspuren zeigten, dass sie vor kurzem von ihren Artgenossen bis auf den letzten Fleischfetzen abgenagt worden waren. Die eingeschlagenen Schädel der Tiere bewiesen, dass sich Kid und Sergej ihrer Haut gewehrt hatten. Doch wo waren die beiden?

Wir entdeckten sie schließlich im Osten des Talgrundes, am Fuß einer Art Felsenkanzel. Schon von Ferne nahmen wir etwas Ungewöhnliches wahr. Beim Näherkommen bemerkten wir einen riesigen Wolf, lang ausgestreckt und bewegungslos auf einem Bündel liegend.

Und – ich werde den Anblick nicht vergessen – das Bündel erwies sich als Kid, der halb unter der Bestie in einer Blutlache lag, die sich auf der weißen Schneedecke ausbreitete. Ob hier sein Lebenssaft oder Tierblut vergossen worden war, ließ sich natürlich nicht eruieren. Vermutlich beides, da sich Kid ebenfalls

nicht rührte. Als wir den Wolf von Kid herunterwälzten, merkten wir, dass ein Messer im Brustkorb des Tieres steckte. Kid hatte es offenbar mit einem Herzstich erledigt, war aber bewusstlos und schwer verletzt. Durch die Bewegung floß wieder Blut aus seiner zerfleischten Schulter. Die Verletzung erinnerte an jene, welche dem Knjas seinerzeit durch die Bärin zugefügt worden war. Sie schien aber womöglich noch schlimmer. Aber er war am Leben, wenn auch sein Pulsschlag kaum wahrnehmbar war.

„Schnell, schnell“, rief der Bärentöter, „sonst erfüllt sich das Gottesurteil doch noch“. Doch Ann hatte bereits mit der Stillung des Blutflusses begonnen und legte dann sorglich einen Notverband an. Dann wurde Kid sogleich auf einer Bahre ins Lager getragen. Ann überwachte den Transport, um Erschütterungen möglichst auszuschließen.

„Burhan hat sein Urteil gefällt – Kid ist unschuldig und wird überleben. Und unseren Stamm führen, wenn mein Vater abtritt“, stellte die Schamanin fest. „Er ist der beste Jäger des Altai und hat den Leitwolf getötet. Ich liebe ihn wie meinen Bruder“.

Woher stammte das Messer, mit dem Kid den Wolf getötet hatte? Da er es ausgeschlagen hatte, könnte es nur von Sergej herrühren! Doch wo war der? Weit brauchten wir nicht zu gehen, um Volkovs Sohn aufzuspüren. Zunächst fanden wir die Kadaver einiger Wölfe, die jedoch nicht oder nur teilweise zerfleischt waren. Wieder waren ihre Schädel zertrümmert. Herumliegende Knochensplitter und ausgetretene Hirnmassen boten ein schauriges Bild. Daneben lag ein in mehreren Teilen zerbrochener gewaltiger Holzprügel, mit dem offenbar die Wölfe erschlagen wurden.



Und dahinter, am Fuß der Kanzel lag Sergej in Bewusstlosigkeit. Auf der Stirn hatte er eine klaffende Wunde und eine Riesenbeule. Sein rechter Stiefel war zerfetzt und das Bein darunter offenbar auch verwundet. Als wir ihn hochhoben, stöhnte er schmerzlich auf. Also lebte auch er.

Natürlich wurden auch Sergejs Kopfwunde und sein Bein versorgt, und man transportierte ihn ins Lager.

Als er später das Bewusstsein wieder erlangte, wollten wir natürlich von ihm Auskunft über den Ablauf der Ereignisse erlangen. Wie hatte er sich seine Verletzungen zugezogen? Und wer hatte die Wölfe getötet? Aber er konnte sich an all das nicht erinnern. Er schien eine totale Erinnerungslücke zu haben. Ann meinte später, als sie ihn untersuchte, dass er uns mit Sicherheit kein Theater vorspiele. Ein derartiger Erinnerungsschwund sei bei solchen Kopfverletzungen nichts Ungewöhnliches. Wir hatten also zu warten, bis Kid wieder ansprechbar war. Aber danach sah es zunächst nicht aus.

In Lager erwies sich der Altaifürst übergücklich über den Ausgang des ‚Gottesurteils‘. „Ich habe das von Jesus Christus erlebt und inständig darum gebetet“, äußerte sich Lev Nikolajewitsch zufrieden. Wurde Volkov in seinen alten Tagen fromm und fand Zuflucht in den Schoß der orthodoxen Kirche? Jetzt erst fielen mir die Ikonen auf, die an der Wand hingen, sowie die angezündeten Kerzen. Dies alles hatte ich zuvor nicht bemerkt.

Kid bekam hohes Fieber, allerdings nur zwei Tage lang. Dann taten Ayunas Kräuter und Anns westliche Medikamente ihre Wirkung. Das Fieber ging zurück, und die Genesung des Bezwingers der Wölfe machte gute Fortschritte. Er musste wahrlich eine Bärenkondition besitzen. Wir waren schon alle gespannt auf Kids Bericht, denn aus Sergej war auch weiterhin nichts herauszubekommen. Er konnte

sich an rein gar nichts mehr erinnern. Nicht an seinen Umsturzversuch, nicht an das Gottesurteil. Er schien zwar bruchstückhaft zu wissen, wer wir waren, zeigte aber keinerlei Hassgefühle uns gegenüber. Ganz nahm ich ihm diesen Erinnerungsschwund nicht ab, insbesondere in Bezug auf weiter zurückliegende Ereignisse.

„Vielleicht handelt es sich hier um einen Verdrängungsprozeß, bei dem er seine Schuld ins Unbewusste ablädt“, konstatierte Ann. Aber sie sei keine Neurologin oder Psychoanalytikerin und wisse ebenfalls nicht Bescheid.

Endlich war dann Kid soweit, einen zusammenhängenden Bericht über die Ereignisse im Leopardenkessel zu geben. Bisher hatte er beharrlich auf unsere Fragen geschwiegen und uns auf später vertröstet. Jetzt war es so weit, und was wir zu hören bekamen barg einige Überraschungen.

\*

Kid erzählte ...

Im Folgenden gebe ich Kids Bericht über seine Abenteuer im Tal der Wölfe wieder.

Er war froh, als erster hinein geschickt zu werden. Denn so konnte er seinen Standort wählen, ohne auf Sergej Rücksicht nehmen zu müssen. Im Talkessel angelangt, musterte er das Terrain nach zwei Gesichtspunkten. Zunächst hielt er nach einem Standort Ausschau, der ihm hinreichend Rückendeckung bot. Als erfahrener Jäger suchte er nach einem Platz, von dem das Raubtier nur schwer Witterung von ihm aufnehmen konnte. Da er wusste, dass die Luftströmung in

dieser Gegend des Altais vorwiegend von Nord nach Süd wehte, sah er sich also um einen Ort im Süden des Talgrundes um. Trotz der Schnelligkeit, mit der er seinen Standort zu wählen hatte – Sergej sollte nicht merken, an welcher Stelle er sich versteckte – gelang es ihm einen Platz zu finden, der beide Merkmale erfüllte.

Kaum hatte er sich dort verborgen, als er auch schon Sergej den Talkessel betreten sah. Der machte sich zunächst nahe des Eingangs an einem Felsen zu schaffen, wo er etwas zu suchen schien. Hatte er etwa eine Waffe ins Tal schmuggeln lassen?

Sich ständig umblickend steuerte Sergej auf den gegenüber dem Taleingang gelegenen Ostteil des Kessels zu. Dort verschwand er zwischen den Felsen. Jetzt hatte Kid Zeit, sich nach einem Holzprügel umzusehen. Er hatte zuvor schon einige Bäume ausgemacht, die verstreut herumstanden. Von einem brach er einen Ast ab – seine einzige Waffe gegen die drohende Gefahr der Wölfe. Doch von denen ließ sich kein einziger blicken. Wo mochten sie sich im Talkessel versteckt halten?

Jetzt begann eine Warterei, die Kid jedoch mit stoischer Ruhe hinnahm. Er hatte damit gerechnet, da Raubtiere selten vor der Dämmerung auf Beute aus sind. Als es schließlich zu dunkeln begann, erhöhte Kid seine Aufmerksamkeit. Es war wichtig, dass er die Wölfe wahrnahm, bevor sie ihn bemerkten.

Als der Mond groß und voll über den Bergen auftauchte, war die Dämmerung bereits völliger Dunkelheit gewichen. Der Vollmond war ein Vorteil, da er mit seinem Schein die Gegend fast taghell erleuchtete. Kids Position war günstig. Während er im Schatten in einer Felsspalte verharrte, lag vor ihm ein gut einsehbares Gelände.

Als sei der Mondaufgang ein geheimes Kommando für die Wölfe – jetzt zeigten sie ihre Anwesenheit durch ein langgezogenes Jaulen. Schauerlich klang es im Talgrund, dessen Wände den Schall als Echo zurückwarfen. Kid hatte das Wolfsgeheul aber schon viel zu oft gehört, als dass er sich dadurch besonders beeindruckt ließ. Seine Hand umschloß den Holzprügel fester. Dieser bildete seine einzige Chance gegenüber dem Wolfsrudel.

Und da kamen sie auch schon. Zwei, drei, vier Tiere konnte er im gleißenden Mondlicht wahrnehmen. Ihre feine Witterung hatte ihnen offenbar seinen Standort verraten. Wenn sie hintereinander kommen, kann ich sie einzeln erledigen, schoß es ihm durch den Sinn. Ein paar Meter vor ihm hielten sie an. Offenbar waren sie unsicher, was sich vor ihnen in der dunklen Spalte verbarg. Dies wollte Kid ausnützen und machte einen gezielten Angriff. Dabei handelte er rein instinktiv – für gedankliche Überlegungen wäre die Zeit ohnehin zu kurz gewesen. Mit zwei, drei Sprüngen verließ Kid seine schützende Felsspalte und kam direkt vor dem ersten Wolf zu stehen. Der war offensichtlich auf einen derartigen Angriff nicht gefasst – fauchend kauerte es sich zusammen, versäumte aber auf seinen Gegner zuzuspringen.

Dieses Zögern nützte Kid aus und nahm ihm damit die wohl einzige Chance wahr, die sich im bot. Blitzschnell schwang er seinen Holzprügel gegen den Kopf der Bestie. Er traf ihn voll auf den empfindlichsten Teil – und das reichte. Das Tier heulte laut auf und sprang zurück. Kid, den die Jagdlust gepackt hatte, folgte und zertrümmerte mit einem weiteren Schlag den Schädel des Wolfes. Seine drei Gefährten jaulten auf und suchten das Weite. Fürs erste war der Kampf gewonnen. Aber Kid gab sich keiner Täuschung hin, dass dies schon alles gewesen war. Denn beim getöteten Tier handelte es sich keineswegs um den Leitwolf des Rudels – dazu war er zu schwächling und wohl auch noch zu jung gewesen.

Und wie zur Bestätigung erschallte jetzt ein gewaltiges Jaulen von jenem Teil, in welchem sich Sergej versteckt hielt. Das Wolfsgeheul vermischte sich mit lauten Rufen. Dies war gar nicht dumm, dachte Kid, denn weitab von Stätten des Menschen sind Raubtiere wohl nicht an menschliche Schreie gewöhnt. Im gegenwärtigen Fall schien dies aber wenig hilfreich zu sein. Denn das verstärkte Geheul zeigte, dass sie ihren Angriff fortsetzten. Daneben hörte man das Geräusch von am Felsboden einschlagenden Steinen. Sergej hatte sein Geschrei eingestellt und versuchte offenbar, die Wölfe mit einem Bombardement zu treffen.

Ohne zu überlegen eilte Kid zum Ostteil des Kessels. Später wusste er nicht zu sagen, ob er Sergej, seinem Todfeind, zu Hilfe kommen wollte. Vielleicht war es nur Gewohnheit oder Jagdinstinkt. Natürlich hätte er in seinem Versteck verharren können, aber vielleicht fühlte er instinktiv, dass zwei Gegner die Chancen des Rudels verminderten. Und wenn die Wölfe mit einem Opfer nicht zufrieden waren, würden sie doch wieder bei ihm landen ...

Das Geschrei Sergejs war mittlerweile in Hilferufe übergegangen. Ja, er schrie nach Kid und bat ihn um Unterstützung in seinem Abwehrkampf gegen das Rudel. Als Kid den Schauplatz erreicht hatte, merkte er im hellen Mondlicht, dass sich Sergej auf einem Felsvorsprung zurückgezogen hatte. Zwar bot eine Feldwand hinter ihm Schutz, aber die kleine Kanzel war nicht hoch genug, um ihn vor den Sprüngen der Bestien zu schützen. Mehr als ein halbes Dutzend Wölfe versuchten ihn unter ohrenbetäubendem Geheul anzugreifen. Noch konnte er sie mit einem Prügel abwehren, aber lange würde es nicht mehr dauern, dass das Rudel die Oberhand gewann.

\*

Ohne sich zu besinnen, stürzte Kid auf die Wölfe zu. Mit zwei gezielten, kräftigen Hieben setzte er ebenso viele Bestien außer Gefecht. Eine dritte wandte sich ihm zu und sprang ihn an. Es gelang ihm, den Wolf wegzuschleudern, bevor er ihm an die Gurgel fuhr. Ein weiterer Hieb zertrümmerte den Schädel des Tieres.

Da – ein schriller Schrei, wie in ein Mensch in höchster Gefahr ausstößt. Aus dem Augenwinkel sah Kid, dass sich der größte Wolf in Sergejs Bein verbissen hatte und es nicht mehr losließ. Sergej konnte sich nicht mehr am Felsvorsprung halten und stürzte kopfüber in die Tiefe. Zwei, drei weitere Wölfe fielen ihn an. Wenn sie ihn am Hals zu fassen bekommen, war es um ihn geschehen.

Mit einem Sprung war Kid bei Sergej der keine Abwehrbewegungen mehr machte. Ein gewaltiger Hieb setzte einen der Angreifer außer Gefecht. Aber zugleich zersplitterte der Prügel in mehrere Stücke – Kid stand ohne Waffe da. Die verbliebenen Wölfe wichen zurück. Offenbar hatten sie in ihrer blutrünstigen Angriffslust den neuen Gegner erst jetzt wahrgenommen.

In diesem Moment höchster Gefahr, in dem das Leben beider an einem seidenen Faden hing, erfüllte sich Kids Schicksal. Er bemerkte ein funkelndes Etwas vor sich im Schnee liegen und griff unwillkürlich danach. Es war Sergejs Messer, das für diesen von seinen Freunden im Kessel hinterlegt war.

Schon hatte er den riesigen Wolf gefasst, der Sergej am Bein von der Kanzel gezogen hatte. Mit einem laut dröhnenden Knurren stürzte er sich auf Kid. Den gelang es noch einmal auszuweichen. Doch sein gegen den Wolf geführter Stich mit Sergejs Messer ging ins Leere. Der Leitwolf, schoß es ihm durch den Sinn. Wenn er ihn außer Gefecht setzen konnte, zog sich vielleicht der Rest des Rudels zurück.

Den zweiten Ansprung der Bestie konnte Kid aber nicht mehr abwehren. Der Aufprall des Wolfes riß ihn zu Boden. Er spürte den geifernden Atem des Tieres, sah die Fangzähne über sich. Während er mit seiner linken Hand die Bestie von sich zurückzuhalten versuchte, führte er mit der Rechten einen Stich. Gleichzeitig fühlte er einen schneidenden Schmerz in seiner Schulter. Und dann glitt er in einem sich ständig rasch drehenden Strudel ins Bodenlose ...

\*

„Ein perfider Plan des Rates, ein Dutzend Wölfe samt Leittier im Tal auszusetzen“, resümierte der Bärenjäger. „Um ein Haar hätte es unserem Kid das Leben gekostet. Wenn das Schicksal ihm nicht im letzten Moment das Messer vor die Füße gelegt hätte und er nicht einen so gekonnten Stich angebracht hätte, wären beide jetzt bei Burhan ... Natürlich bedarf es einer enormen Erfahrung, den Wolf in dieser Situation mitten ins Herz zu treffen“.

„Aber die hätte Kid nichts genützt, wenn Sergejs Leute nicht das Messer in den Kessel geschmuggelt hätten und die Vorsehung ihm das Messer zugespielt hätte“, meinte Sim.

„Nenne es Schicksal oder Vorsehung – ich sehe darin das Walten Gottes“, warf Anna ein. „Kid ist noch zu Größerem ausersehen“.

Und Ayuna fügte hinzu: „Er wird nicht mehr ‚The Siberian Kid‘ genannt werden, sondern ‚Sieben-Wölfe-Töter‘. Sein Name wird an jedem Feuer Sibiriens weiter über den Altai hinaus mit Ehrfurcht genannt werden“.

„Ja, und er hat alle sieben Tiere selbst getötet, sechs mit dem Holz und den siebenten, den Leitwolf, mit Sergejs Messer. Ich habe nie zuvor so einen gewaltigen Wolf gesehen“, meinte 484. Gornov nickte und ergänzte: „Und als der Leitwolf ausgeschaltet war, zogen sich die verbliebenen paar Tiere zurück und griffen auch nicht mehr an. Sie ließen dann sogar die Kadaver ihren Artgenossen unangetastet. Andernfalls wäre von Kid und Sergej nicht viel übrig geblieben“.

„Mit Sergej ist eine ziemliche Wandlung vor sich gegangen“, wechselte Ann das Thema. „Ich habe ihn untersucht und mich lange mit ihm abgegeben. Seine Verwundung am Bein heilt. Am Kopf wird er eine Narbe behalten. Ich bin der Ansicht, dass sein Aufprall am Felsen zum Gedächtnisverlust geführt hat. Er weiß wer er ist, erkennt uns alle, kann sich aber nur an das Geschehen vor seiner Revolte erinnern. Deren Scheitern, seine Gefangennahme, die Ereignisse im Kessel – all das ein schwarzes Loch für ihn. So weiß er auch nicht, wie das lebensrettende Messer ins Tal gekommen ist“.

„Auch sein Haß auf uns scheint verschwunden zu sein“, setzte Sim fort. „Er weiß von Tanjas Ableben, machte aber mit keinem Wort mehr Kid dafür verantwortlich. Der Alte – so bezeichnete Sim etwas respektlos den Knjas – hat lange Gespräche mit seinem Sohn geführt. Bei einem war ich dabei. Dabei ging es um die Erbschaft. Sergej zeigte sich dabei ziemlich unbeeindruckt. Auch als ihm Lev Nikolajewitsch mitteilte, dass ein Teil von seinem Erbe auf Ann, Pjotr und John aufgeteilt werden sollte, protestierte er nicht. Irgendwie will ich nicht so ganz an den Frieden glauben“.

Auch ich war nicht gänzlich von Sergejs Sinneswandel überzeugt. Erinnerungsverlust – schön und gut. Aber konnte der Sturz auf den Felsen aus einem Wolf ein Schaf machen? (Ein makaberer Vergleich, fiel mir auf.) Aber



vielleicht war die ausgestandene Todesangst in jener Nacht im Kessel für diesen Quantensprung verantwortlich, wer weiß.

## Epilog von Teil I

Als Kid wieder halbwegs am Damm war, versammelten wir uns alle bei Lev Nikolajewitsch. Es schien ihm wieder besser zu gehen, und die Pläne, die er uns mitteilte, belegten seinen Tatendrang.

Er schlug vor, dass eine Expedition nach Burjatien reisen sollte. Dort, am Ost-Ufer des Baikalsees, befänden sich die Wertsachen, die er dem Erbezuckermans zuschlagen wolle. Er selbst wolle uns dorthin geleiten, obwohl sowohl Ayuna als auch Sergej über die Lage des dortigen Verstecks Bescheid wisse.

Ayuna riet ihrem Vater von der Reise ab. Nach seiner Verwundung sei er noch zu schwach für derartige Strapazen. Der Knjas bestand jedoch auf seine Teilnahme und meinte, dass er gerne wieder einmal mit der Eisenbahn führe. Tatsächlich war die Entfernung durch die Transsibirische Strecke auf bequeme Art zu überbrücken.

Vor unserer Abreise war noch eine Reihe von Dingen zu ordnen. Ein Punkt bestand in einer Zeremonie, bei der Kid offiziell zum Nachfolger des Knjas als Stammesführer eingesetzt wurde.

Während der Festlichkeiten die sich über mehrere Tage erstreckten, trug Kid das Wolfsfell mit dem präparierten Wolfskopf – ein wilder Anblick. Bei der

Inthronisation beobachte ich Sergej genau, konnte aber keinerlei Missfallen in seinen Gesichtszügen feststellen, eher nur Gleichgültigkeit. Dies war deshalb merkwürdig, als sein Feind den Platz einnahm, der ja ihm, Sergej, von Rechts wegen zugestanden hätte. Entweder war Volkovs Sohn ein Meister der Verstellung – oder sein Bewusstsein hatte tatsächlich eine fundamentale Veränderung erfahren.

## TEIL II: AM SIBIRISCHEN MEER

### Vom Altai zum Baikal

Mittlerweile befanden wir uns am Beginn der zweiten Aprilhälfte des Jahres 1950. In den tiefer gelegenen Regionen des südlichen Sibiriens begann der Frühling einzuziehen.

Knjas Volkov konnte unsere Reise zum Baikalsee schließlich doch nicht mitmachen. Ein Rückfall zwang in wieder aufs Krankenbett. Die Wunde, die ihm unser Bärenabenteuer eingebracht hatte, war zwar gut verheilt, aber von einer permanenten Erholung konnte leider nicht die Rede sein. Spätestens seit Sergejs Putschversuch waren dem zuvor so starken und unternehmenslustigen Altaifürsten Kraft und Schwung abhanden gekommen. Und wie es jetzt aussah, schien er diese auch nicht wieder zu erlangen.

So blieb uns nichts anderes übrig, als vom Knjas, Kid und dem Altai Abschied zu nehmen. Als neu eingesetzter Stammesführer blieb Kid natürlich auch bei seinem Stamm.

Unsere Reiseroute führte zunächst nach *Gorno-Altajsk*, und *Barnaul*. Dort stiegen wir in die Eisenbahn, und benutzten dann von Novosibirsk nach Irkutsk die *Transsib*. Unsere Gruppe bestand zunächst aus Ann, Sim, John, Alexej und mir. Besonders froh waren wir, dass sich der Bärenötter und die Nr. 484 uns anschlossen. Während letzterer sofort freudig zusagte, als wir ihn um seine Begleitung baten, bedurfte es bei Gornov große Überredungskunst. Er hätte es eigentlich vorgezogen, bei Lev Nikolajewitsch zu bleiben. Erst als Kid und Ayuna

ihn baten, uns zu begleiten, willigte er schließlich ein. Sowohl Gornov als auch 484 kannten unser Ziel, das am Ostufer des Baikals gelegene Burjatien, gut. Insbesondere die Begleitung durch den Bärenötter sollte sich abermals als wertvoll für unser Unternehmen erweisen.

Ayuna und Sergej begleiteten uns, da sie uns zu Volkovs Schatz führen sollten. Das Versteck war am Ost-Ufer des Baikalsees gelegen.

Beide Kinder Volkovs machten mir Sorgen: Über Sergejs ‚Lammfrömmigkeit‘ und meine Meinung dazu, habe ich mich bereits ausgelassen. Aber auch die ‚Turtelei‘ zwischen Ayuna und John störte mich. Und zwar umso mehr, als ich keinen Weg sah, dies zu unterbinden. Als ich John einmal darauf ansprach, dass er die ‚Unbedarftheit eines Naturkindes‘ schamlos ausnütze, da lachte er mich nur aus und sprach von meiner Eifersucht. Wenn ich mir selbst kritisch über die eigene Schulter schaute, so hatte er wahrscheinlich sogar recht mit diesem Vorwurf.

Nach mehreren Tagen und Nächten auf der Transsibirischen Eisenbahn kamen wir in Irkutsk an. Im Zug hatten wir mehrere Abteile bezogen. Die Sitzbänke wurden nachts zu Betten umgewandelt – eine bequeme Art des Reisens, da auch genügend Chay und einfache, aber schmackhafte Mahlzeiten geliefert wurden. Die vorbeiziehende Landschaft empfand ich eher als eintönig – sibirische Taiga, all die drei Tage lang, bis wir schließlich Irkutsk erreichten.

Dort ließ Sim abermals seine Verbindungen spielen. Der amerikanische Konsul kümmerte sich um uns, hohe Parteifunktionäre wurden eingeschaltet und es gab sogar ein Abendessen mit dem Vize-Gouverneur Ost-Sibiriens. Dort lernten wir auch einen hohen russischen Offizier kennen, der im Großen Vaterländischen Krieg Verbindungsoffizier zur USA gewesen war. Obwohl damals der kalte Krieg

bereits ausgebrochen war und die Welt an der Schwelle zum Korea-Konflikt stand, schwärmte der General noch von der Waffenbrüderschaft unserer Nationen. Es entspannte sich eine interessante Diskussion, ob denn die Sowjetunion auch ohne die tatkräftige Unterstützung Amerikas insbesondere durch Waffenlieferungen, den Krieg hätte gewinnen können. Ich war als einziger Nichtrusse mit dem General der Meinung, dass dies wohl der Fall gewesen wäre. Allerdings um den Preis einer Verlängerung des Krieges um Jahre. Ein Argument war bekannt aus Napoleons Russland-Feldzug: die Russen hatten genug Raum nach Osten, um sich immer wieder zurückzuziehen. Und die ungeheuren Weiten Asiens hätte der Gegner nie beherrschen können. Ein anderer Grund war die unbändige Liebe der Russen zu ihrem Vaterland – eigentlich eine merkwürdige Sache, wenn man die Grausamkeiten in Betracht zieht, mit welcher der Stalinismus die Bevölkerung unterdrückte.

Unser Aufenthalt in Irkutsk dauerte über eine Woche. Neben der nötigen Bürokratie zur Ausstellung von Visa und Dokumenten zur Einreise in bestimmte Regionen mit militärischem Sperrgebiet, hatten wir die nötige Ausrüstung zu beschaffen. Dies erwies sich, hier mitten in Sibirien, als nicht leicht und dauerte jedenfalls seine Zeit. Ich bin auch sicher, dass Sim große Rubelbeträge zur Bestechung korrupter Beamter aufwendete. Korruption hat es in diesen Ländern schon immer gegeben. Im Unterschied zu jetzt, wo man eine ganze Kette verschiedener Personen schmieren muss, um das Gewünschte zu erreichen, war es damals nur eine Organisation, nämlich die Partei.

\*

An dieser Stelle seien ein paar Tatsachen über Irkutsk erwähnt. Die 1661 von Kosaken gegründete Stadt liegt an der Angara, dem einzigen Abfluß des

Baikalsees, etwa 70 Kilometer flussaufwärts vom süd-westlichen Ufer des Sees. Aufgrund des Handels mit den Schätzen Sibiriens und den Importen aus China entwickelte sich Irkutsk zu einer Metropole des asiatischen Russlands. Die Stadt bildete den Ausgangspunkt zur Erforschung des fernen Ostens. Die Expedition von Vitus Bering, die ihn bis Alaska führte startete von hier. Irkutsk entwickelte sich zu einem Zentrum von Wissenschaft, Kultur und Verwaltung. Im 19. Jahrhundert ‚Paris des Ostens‘ genannt, betrug die Einwohnerzahl zur Zeit der Erzählung etwa 300.000.

Eile war nötig, da sich schon bald das Eis des Baikals als nicht mehr tragfähig genug erweisen konnte. Zwar war dieser tiefste See der Welt meist bis Anfang Juni zugefroren, aber manchmal schon ab Mai nicht mehr mit Schlitten und Pferden passierbar.

Es ist nun an der Zeit, kurz einiges über den Handlungsschauplatz unserer folgenden Abenteuer zu sagen.

Mit 1650 Meter Tiefe ist der Baikalsee der tiefste und mit über 25 Millionen Jahre der älteste Süßwassersee der Erde. Er ist etwa 670 Kilometer lang, seine maximale Breite beträgt 82 Kilometer.

Der Baikalsee, von den Einheimischen auch Sibirisches Meer genannt, enthält ein Fünftel der flüssigen Süßwasserreserven der Welt. Gespeist wird der See von mehr als 300 Flüssen, und vielen Bächen. Würden all diese Zuflüsse eingestellt, so würde der einzige Abfluß des Sees, die Angara, 400 Jahre benötigen, um den See zu leeren.

Obwohl die Gesamtoberfläche der großen Seen Nordamerikas mehr als siebenmal so groß sind wie jene des Baikals, beträgt deren gesamtes Wasservolumen nur etwas weniger als jene des sibirischen Sees.

Der Riß, in dem der Baikalsee liegt, das Baikalarift, erweitert und vertieft sich im Laufe der Zeit. Voraussichtlich wird hier Asien in Millionen Jahren auseinander driften.

Der Baikalsee weist eine bemerkenswerte und einzigartige Flora und Fauna auf. Hier lebt eine Robbenart, die *Nerpa*, was weltweit nur noch in einem zweiten Süßwassersee der Fall. *Omul*<sup>2</sup>, eine Maränenart, und der *Golomjanka*, der am tiefsten vorkommende Süßwasserfisch der Erde, kommen ebenfalls hier vor.

Das Wasser des Sees wird auf natürliche Weise durch winzige Flohkrebse geklärt, sodass der Reinheitsgrad extrem hoch ist. Selbst im Juli und August steigt die Wassertemperatur kaum über 10 Grad Celsius. Von Dezember (manchmal erst Januar) bis Mai ist der Baikalsee komplett zugefroren.

Wir verließen Irkutsk und fuhren die Angara mit der Transsib etwa 60-70 Kilometer aufwärts. In *Port Baikal* bestiegen wir drei Motorfahrzeuge, die uns vom Militär zur Verfügung gestellt worden waren. Unser Team war auf zwei von ihnen verteilt, während der dritte die Ausrüstung (Zelte, Vorräte, Waffen und dergleichen) mit sich führte. Bei diesen Fahrzeugen handelte es sich um LKWs mit Raupenantrieb, die eine beträchtliche Nutzlast transportieren konnten.

Etwas weiter weg von Port Baikal, draußen auf See, bemerkten wir eine Gruppe von Personen, die sich am Eis zu schaffen machten. „Eisfischen“, erklärte

---

<sup>2</sup>

Endemischer wohlschmeckender Baikalfisch.

484. „Sie bohren ein Loch in die meterdicke Eisdecke und holen mit Ködern an Schnüren Fische herauf, oft von tief unterm Eis“.

Von der Fahrt selbst gibt es nichts Außergewöhnliches zu berichten. Das Eis erwies sich als tragfähig. An manchen Stellen war es holprig, schneebedeckte Stellen wechselten sich mit blanken Eisflächen ab.

Unser Kurs führte zunächst entlang des Westufers nach Nordosten. Zur Mittagszeit legten wir eine Pause ein. Die zur Mittagszeit schon hoch stehende Sonne lachte vom Himmel, und die Temperatur stieg bis auf achtzehn Grad Celsius. Dann ging es in der gleichen Richtung weiter. Gegen Abend, schon in Sichtweite der Berge der Insel Olchon, schlugen wir – noch immer am Eis des Baikals – unser Lager auf. Der Sternenhimmel, der sich über die völlig lichtlose Fläche spannte, war von einprägsamer Gewaltigkeit.

Am folgenden Morgen schwenkten wir nach Osten ab. Am nord-östlichen Horizont wurden die Berge auf Svjatoj Nos sichtbar. „Dies ist eine Halbinsel mit dem seltsamen Namen ‚Nase des Heiligen Geistes‘“, erklärte der Bärenjäger.

„Und dort liegt auch das seinerzeit von meinem Vater entdeckte Versteck“, fügte Ayuna hinzu. Johns Augen leuchteten gierig auf, während Sergej teilnahmslos blieb. In den letzten Tagen hatten die beiden häufig zusammengesteckt. „Die ‚Misfits‘ haben sich gefunden“, hatte dies Sim ironisch genannt. In der Tat: seit seinem Anschlag auf den Knjas war Sergej zunehmend isoliert, und John hatte von Anfang an niemand ins Herz geschlossen. Ayuna bildete diesbezüglich eine Ausnahme – leider!

Nach etwa zwei Stunden Fahrt näherten wir uns dem Ostufer, dem wir dann weiter folgten. Am Nachmittag gingen wir in einer Bucht an Land. Hier war



ein kleiner Militärposten eingerichtet. Wir, das heißt eigentlich unser Begleitoffizier, mussten eine Prozedur über uns ergehen lassen. Wer waren wir, woher kamen wir, wo, wann und wozu eingereist und vieles andere mehr. „Dies dient zum Nachweis der Existenzberechtigung des Postens“, meinte der Bärenötter lapidar. Die Nr. 484 hielt sich im Hintergrund. Schließlich war er vor ein paar Jahren aus einem Straflager in Burjatien geflohen. Aber die in Irkutsk von der bestochenen Behörde ausgestellten Papiere erwiesen sich auch hier hilfreich.

Der Postenkommandant bewirtete uns mit dem unvermeidlichen Tee. Dazu gab es Omul, den bereits erwähnten Baikalfisch, der schmackhaft ist und roh verzehrt wird. Die Prozedur des Eisfischens, mit der frische Fische im Winter aus dem See geholt werden, hatten wir ja schon am Beginn unserer Fahrt vor Port Baikal beobachten können. Als sich dann Sim noch mit mehreren Wodkaflaschen einstellte, hatten wir das Wohlwollen aller am Posten erworben.

Die Weiterfahrt bis zu unserem Ziel dauerte dann nicht mehr lange. Von Chay und Wodka wohliger erwärmt, erreichten wir Maximicha. Das dortige Camp bestand aus ein paar Blockhäusern, welche malerisch in einem Birkenwald am Ufer des Baikals lagen, das hier etwa fünf Meter steil abfiel. Da es schon dunkel war, beschlossen wir noch eine Zeltübernachtung.

Da trockenes Holz im Überfluß vorgestapelt war, brannte bald ein feines Lagerfeuer und Alexej kochte gemeinsam mit Ann und Ayuna. Es gab auch wieder leckeren Omul, der am Posten gegen Wodka eingetauscht worden war. Danach griff Alexej zur Gitarre und bald stimmten Ayuna, 484 und auch Gornov ihre romantischen Lieder an. Es war mindestens genauso stimmungsvoll wie seinerzeit im Altai. Meine Stimmung wurde auch nicht durch Ayunas Flirt mit John getrübt. Interessanterweise schien Volkovs Tochter nicht mehr ein Herz und eine Seele mit John zu sein. Wann und vor allem wodurch sich dieser

Sinneswandel eingestellt hatte, vermochte ich nicht zu sagen. Aber beim heutigen Lagerfeuer war es deutlich festzustellen. Zweimal wechselte Ayuna ihren Platz am Lagerfeuer, als sich John an die heranmachte. Ein fürwahr gelungener Abend, im doppelten Sinn.

## **Barguzin ...!**

Der Frühling kam jetzt mit Macht. Wenn wir im Westen von Sibirien sprechen, verbinden wir es mit Kälte, Schnee und Kargheit. Doch nun im Mai waren die Tage warm und die Nächte mild. Die Büsche und Bäume der Taiga überzogen sich mit frischem grün und am Boden sproß das Gras und bunte Blumen.

Jetzt begann auch das Eis des Baikals zu brechen. In diesem Jahr geschah dies etwas früher als sonst. Zuerst zeigten sich lange Sprünge in der Eisdecke, die dann mit Getöse barsten. Sie zerfielen in Schollen, die noch eine zeitlang am Wasser trieben um dann ganz zu verschwinden.

Und dann kam ein Tag, an dem Ayuna ihr Herz öffnete, an dem wir dann aber dem Tod nur um Haaresbreite entgingen.

Ich will mich bemühen, alles der Reihe nach zu erzählen. Jetzt noch, nach so vielen Jahren, wenn ich das alles niederschreibe, überrinnt mich ein kalter Schauer bei der Erinnerung an die damaligen Ereignisse.

Da unsere Vorräte zur Neige gingen, beschlossen wir, auf Fischfang zu gehen. Insbesondere beabsichtigten wir den schmackhaften *Sig*<sup>3</sup> zu angeln, die vor allem abseits der Ufernähe vorkommen. Wir machten ein kleines Segelboot klar. Da die Wetterbedingungen gut waren, genügte eine Zweier-Besatzung. Ich war froh, dass Ayuna einwilligte, mit mir hinauszufahren. Die übrigen blieben im Camp, wo verschiedene Arbeiten zu verrichten waren.

Als wir gegen drei Uhr nachmittags ablegten, ahnten wir nicht, dass wir erst eine ganze Reihe von Tagen wieder in unserer Bucht einlaufen würden. Heute ist mir klar, dass die Zeit dazwischen zur ereignisreichsten meines Lebens zählt.

Nachdem wir einigen Abstand vom Ufer gewonnen hatten, setzten wir das Segel. Ayuna hatte es selbst hergestellt und dazu farbige, kreisförmige Motive gewählt. Es wehte ein schwacher Wind von Nordost und wir erreichten den offenen Baikalsee erst nach einiger Zeit. Es herrschte nur wenig Wellengang; die Dünung des sibirischen Meeres war schwach spürbar.

Als ich meine Angel auswerfen wollte, stoppte mich Ayuna: „Es ist noch zu früh am Tag – die Weißfische kommen erst bei tiefstehender Sonne aus den Tiefen nach oben“. Geschickt führte sie das Steuer um die schwachen Winde auszunützen. Vor dem bunten Segel bot sie ein prächtiges Bild mit ihrem langen dunklen Haar und dem kühn geschnittenen schönen Gesicht.

„Was bedeuten die Zeichen auf Deinem Segel?“ fragte ich sie neugierig.

Mein Interesse schien sie zu freuen. „In der Mitte steht die rot-gelbe Sonne, um die nach burjatischer Anschauung alles kreist. Daneben der Mond in seinen

---

3

Weißfisch, ausgezeichneter Speisefisch im Baikalsee und anderen sibirischen Seen.

vier Gestalten – Mondphasen würdet ihr es wohl nennen, hat mich Lev Nikolajewitsch gelehrt“. Ihre Augen wurden feucht, als sie von ihrem Vater sprach. Was für ein gefühlsvolles Mädchen sie doch war ...

„Du hast ihn wohl sehr gern?“ fragte ich unwillkürlich. „Ja, er war so verständnisvoll. Man konnte immer zu ihm kommen, er war immer da für uns und er hat uns so viel beigebracht ...“, antwortete sie, und ihre Miene bekam einen träumerischen Ausdruck. Ihre Gefühle spiegelten sich in ihrem Gesicht in einem Maße, wie ich es nie zuvor und danach gefunden habe.

„Und wie war das Verhältnis zu Deinem Bruder Sergej?“ setzte ich fort. Ihr Verhalten änderte sich schlagartig. Ein herber Zug erschien um ihren Mund. Ihr Ausdruck wurde abwehrend, fast feindselig und – traurig.

„Sergej ist ganz anders geartet. Du weißt, wir sind nur Halbgeschwister. Seine Mutter stammt von einem tatarischen Adelsgeschlecht aus Kasan. Sie ist bei der Geburt gestorben. Sie schwieg ...

„War er immer schon so anders, so schwierig?“ bohrte ich weiter. „Interessant, dass Du das ansprichst“, entgegnete Ayuna. „Seit etwa einem Jahr, als er von einem Aufenthalt in *Olchon* zurückkehrte, hat er sich enorm verändert – zu seinem Nachteil, wie ich finde. Er nahm sich Vater gegenüber Dinge heraus, die einfach“ – sie suchte nach Worten – „unstatthaft waren. Unser Verhältnis verschlechterte sich zunehmend. Ich glaube, etwas muss sich auf seiner Reise ereignet haben – seither fühlte er sich allen überlegen, und schon vor meines Vaters Tod stellte er Ansprüche als Führer unserer Gemeinschaft“.

Als sie Olchon erwähnte, deutete sie nach Südwesten. Dort konnte man die Berge am anderen Seeufer wahrnehmen. Sie waren weit entfernt, da aber klare Sicht herrschte, hoben sich ihre Konturen deutlich am Horizont ab.

„Olchon, die rätselhafte Insel im Baikalsee, seit Urzeiten von Burjaten, Mongolen und anderen Völkern bewohnt. Man sagt, dass Dschinghis Khan hier begraben sein soll ...“.

Ich wollte ihre Gesprächsbereitschaft ausnutzen, um etwas über ihre Verbindung zu John erfahren. Geschickt stellte ich einen Zusammenhang mit ihrem Bruder her. „Der einzige, mit dem sich Sergej von unserer Gruppe nicht schlecht zu verstehen scheint, ist John“.

Sie seufzte tief auf. „Ja, das ist eben, was mich so unangenehm berührt. John sollte da vorsichtiger sein – ich habe den Eindruck, dass Sergej ihn dazu benutzen will, um euch ‚auszuhebeln‘ – so sagt man doch?“

Ich teilte diese Ansicht nicht. „Mir scheint es eher umgekehrt – John betrachtet Sergej als Art ‚Brückenkopf‘ bei seinen Plänen“ – Temperamentvoll unterbrach sie mich: „Ich weiß, ihr mögt alle John nicht so sehr. Anna nicht, Simon nicht und Du schon gar nicht. Vermutlich bist Du eifersüchtig auf ihn, weil er gut aussieht, charmant ist und versteht, mit den Menschen umzugehen ...“.

Ihre Äußerung fügte mir fast körperlichen Schmerz zu. Ich rang nach Luft. Hatte sie vielleicht recht damit? Mit Sicherheit war ich eifersüchtig, aber über Jons moralische Qualitäten machte ich mir keine Illusionen. Ich blieb bei meiner Einschätzung. Zwecklos jedoch, einer Verliebten ihren Schatz ausreden zu wollen, auch wenn er offensichtlich charakterlos war. Ich wollte mich von ihr nicht noch mehr entzweien und schwieg ...

Ich fühlte mich seltsam apathisch und niedergeschlagen. Das Atmen bereitete mir Schwierigkeiten. „Das Wetter gefällt mir gar nicht“, unterbrach Ayuna die drückende Stille. Erst jetzt fiel mir auf, dass kein Lufthauch wehte und das Segel schlapp hernieder hing.

„Es ist äußerst selten, dass am offenen Baikal kein Wind weht. Und dazu die drückende Schwüle. Merkst Du auch die Schwierigkeit beim Atmen ...?“ fügte Ayuna besorgt hinzu. Unser Abenteuer im Schneesturm im Altaigebirge kam mir in den Sinn.

Der Luftdruck musste binnen kurzer Zeit unglaublich gefallen sein. Dies deutete auf Sturm hin. Gnade uns Gotte, wenn uns der in unserem winzigen Boot auf offener See erwischte. „Wenn es das ist, was ich denke, dann möge uns Burhan, der Gott der Burjaten, beistehen“, stieß Ayuna hervor. „Wir sollten schleunigst zurück, vielleicht müssen wir um unser Leben rudern ...“.

Dies schien mir doch etwas übertrieben zu sein, zumal keine Wolke am Himmel zu sehen war. Aber da erinnerte ich mich an diverse Abenteuerbücher, die ich in meiner Jugend verschlungen hatte. Da war auch von wolkenlosem Himmel die Rede, der sich aber, buchstäblich in Windeseile, einzog und verfinsterte. Und tauchten da nicht am östlichen Horizont feine Wolkenstreifen auf?

Wir pullten, was das Zeug hielt. Doch auch nach einer halben Stunde war keine Verminderung der Entfernung zum Ostufer festzustellen. Hingegen war aber mit dem Himmel eine geradezu dramatische Veränderung vor sich gegangen. Zuerst nur ein feiner Schleier. Die aufkommenden Schleierwolken hatten ihn gänzlich überzogen. Und im Osten begann eine schwarze Wolkenwand

aufzuziehen, aus der ab und zu Blitze zuckten. Vom Donner war nichts zu hören – aber jetzt erhob sich auch ein leichter Wind, genau aus Osten. Dies genügte, um unsere Ruderbemühungen zunichte zu machen. Wie zogen sie ein.

„In weniger als einer halben Stunde haben wir hier die Hölle“, sagte Ayuna seltsam ruhig. „Es ist der *Barguzin*-Wind. Anders als der aus Westen wehende *Sarma* bläst er nur selten ganz kräftig. Aber mein burjatscher Großvater hat mir erzählt, dass er seinerzeit ein voll besetztes Schiff zum spurlosen Verschwinden gebracht hat“.

„Wir haben schon schlimmere Situationen gemeistert“, entgegnete ich ihr. „Den Löffel möchte ich jetzt noch nicht abgeben. Unsere einzige Chance bei Ostwind ist es, Olchon zu erreichen. Und zwar rechtzeitig, bevor der Wind zu stark wird“.

Wir setzten das Segel, das wir beim Rudern eingezogen hatten, und machten bei der aufkommenden Brise gute Fahrt nach Westen. „Ich schätze die Entfernung von hier nach Olchon auf etwa achtzig Kilometer, nicht mehr, aber auch nicht viel weniger. Alles kommt darauf an, dass der Wind nicht zum Sturm ausartet.“

Doch der blies zunehmend stärker. Und als wir uns in der Mitte zwischen dem Ostufer und Olchon befanden, begann der Höllentanz. Längst war Svjatoj Nos hinter den Wolken verschwunden. Die Schaumkronen der Wellen wechselten und der Wind trieb gewaltige Wasserfontänen vor sich her.

Doch noch waren die Wellen nicht so hoch, dass für unser Boot unmittelbare Gefahr bestand. Ayuna erwies sich als Meisterin in der Steuerung. Sie hielt das Segel einerseits so straff, dass wir genug Fahrt hatten und mit hoher

Geschwindigkeit Richtung Olchon voran schossen. Andererseits durfte sie mit nicht zu stramm gestellten Segeln manövrieren, da das unweigerlich zum Kentern des Bootes geführt hätte.

Ihr wehendes Haar, ihre Gefasstheit in dieser Gefahrensituation – was für eine sibirische Prinzessin – viel zu schade für diesen miesen Schönling John. „Das Schlimme kommt noch“, rief sie mir zu. „Wenn die Wellen nicht viel höher werden, so werden wir das schaffen, aber die Kreuzseen<sup>4</sup> vorm *Kap Chobay*<sup>5</sup> sind gefürchtet. Damit wir dort nicht mehr scheitern, steuere ich jetzt mehr gegen Südwest“.

Ich hatte mit der Verrichtung niedriger Dienste genug zu tun. Mit einem Kübel schöpfte ich das über Bord gespülte Wasser aus dem Bootsrumpf. In Richtung West-Südwest war Olchon deutlich näher gerückt. Doch nun überzog sich auch der westliche Horizont mit jagenden Wolken. Ringsum wurde es nachtschwarz. Blitze zuckten unaufhörlich, gefolgt von lautem Donnerrollen. Bald darauf fiel auch der Regen so dicht, dass man kaum bis zur Bootsspitze sehen konnte.

Ayuna reffte das Segel, keine leichte Aufgabe bei diesem Sturmwind.

„Ich habe zum Schluss möglichst weit nach Süden gehalten. Hoffen wir, dass uns der Wind nun nach Olchon treibt, bevor wir kentern“. Und während ich weiter unentwegt mit einer Hand schöpfte, und mich mit der anderen festhalten musste, um nicht von Bord gespült zu werden, umklammerte Ayuna den Mast

---

4

Darunter versteht man in diverse Richtungen laufende Wellen, die durch verschiedene Meeresströmungen und Windrichtungen hervorgerufen werden.

5

Nordkap der Insel Olchon.



und begann laut mit einem monotonen Gesang. Aus einzelnen Wortfetzen entnahm ich, dass es burjatisch war. Ich nahm an, es war ein Gebet, um Burhan zu besänftigen.

Doch der ließ nicht ab, uns Windstöße, Blitz, Donner und Regen zu schicken. Mit kam jegliches Zeitgefühl abhanden. Waren bereits Stunden seit dem Anheben des entsetzlichen Barguzin-Windes verstrichen? Längst war die Nacht hereingebrochen. Meine Arme schmerzten, und ich war froh, als mich Ayuna ablöste.

Einen kleinen Lichtblick sah ich – der Sturm hatte wohl seinen Höhepunkt erreicht und nahm zumindest an Intensität nicht mehr zu. Die Wogen gingen noch enorm hoch, ihre Höhe nahm jedoch nicht mehr zu. Die Blitze hatten fast ganz aufgehört, der Regen prasselte hingegen mit unverminderter Stärke auf uns nieder.

Nach meiner Überlegung konnten wir nicht mehr sehr weit vor Olchon treiben. Soweit ich mich erinnere, bestand das Ostufer der Insel fast ausschließlich aus Steilküste. Wie es sich vermeiden ließ, dass wie an den Klippen zerschellten, war mir schleierhaft. Eine eventuelle Landung war vermutlich noch gefährlicher als ein Treiben im aufgewühlten See.

Ayuna hatte das Schöpfen eingestellt. Sie fasste mich bei der Hand, näherte ihr Gesicht ganz nahe meinem und sagte: „Bald wird alles darauf ankommen, dass wir eine unversehrte Landung an Olchons Küste überstehen. Du musst fest daran glauben. Gib mir Deine Hand und bete mit mir zu Vater Baikal und Burhan, dass er uns einen Landeplatz ohne Felsen schenkt“. Ich erwiderte den festen Druck

ihrer kleinen Hand und tat was sie von mir gewünscht hatte. Sie blickte mir tief in die Augen und schloss sie.

Und dann küsste ich sie. Sie ließ es geschehen. Vielleicht war es der letzte Kuss, vielleicht unsere letzten Minuten überhaupt.

Ob sie den Kuss damals erwiderte weiß ich nicht. Denn in jenem Moment spürte ich ein Scharren des Bootsrumpfes, eine starke Verzögerung unserer Fahrt und gleich darauf wurde unser Boot an Land geschleudert. Das Krachen des Aufpralls übertönte selbst das Getöse des Sturms.

Der Ruck war grausam, aber befreiend zugleich. Denn automatisch schoss es mir durch den Sinn, dass sich eine Landung auf Felsklippen wohl ganz anders abgespielt hätte.

Ich war aus dem Boot gestürzt, das nun schräg am Ufer lag. Taumelnd stand ich auf. Wir waren an einem Küstenstreifen gelandet, der mit Kies und faustgroßen Steinen besetzt war.

## **Der Herr von Olchon**

Meine Sorge galt zunächst Ayuna. Sie war nicht aus dem Boot gestürzt, sondern lag regungslos am Mast festgeklammert. Oder das, was davon übrig geblieben war, denn er zeigte sich nach der unsanften Landung schwer beschädigt.

Als ich zu ihr kroch, merkte ich, dass sie die Augen geschlossen hatte und nicht ansprechbar war. Ich löste ihre Finger vom Rest des Mastes, was gar nicht so

leicht war. Ich hob sie auf wie ein Kind und trug sie landeinwärts hinauf. Schon nach wenigen Metern ging der steinige Strand in dichtes, fettes Gras über, in das ich sie bettete.

Wie sollte ich sie aus ihrer Bewusstlosigkeit zurückholen? Ich streichelte ihr Gesicht – keine Reaktion. Meine Sorge stieg, und ich presste meine Lippen auf die ihren. Von Mund-zu-Mund-Beatmung hatte ich – Mitte des vergangenen Jahrhunderts – noch nichts gehört, aber das war es wohl, was ich instinktiv tat.

Nach einiger Zeit schlug Ayuna die Augen auf. Sie schien von weither zu kommen und besann sich erst langsam.

„Ich habe im Traum meine Eltern gesehen, und sie haben mir den Weg gewiesen ...“, flüsterte sie. Ein Ausdruck des Glücks zeigte sich auf ihrem so lieben Antlitz. Seltsam, das sie dieses sagte – ich hatte bisher auch noch nie gehört, dass man träumen und sich daran erinnern kann, während man bewusstlos ist. Aber Ayuna war eben anders. Dies sollte sich bald in eindrucksvoller Weise unter Beweis stellen.

„Wir sind gerettet“, jubelte ich ihr zu.

„Ich weiß, Vater hat es mir gesagt. Und Du hast mich abermals geküsst“, fügte sie hinzu und blickte mir tief in die Augen.

Ich wandte mich verlegen ab. Nichts lag mir ferner, als eine solche Situation auszunützen.

Ayuna erhob sich. Das Unwetter hatte sich mittlerweile gelegt. Im Osten wurde es grau. Die lange sibirische Morgendämmerung hatte bereits eingesetzt.

„*Eschin*, der Herr von Olchon, hat uns hierher geholt. Er hat den Barguzin-Wind wehen lassen, um uns seine Stärke zu zeigen ...“, eröffnete mir Ayuna. Ich blickte verständnislos.

„Ich werde es Dir später erklären“, entgegnete sie. „Zunächst müssen wir aus den nassen Sachen heraus, das Boot und unsere Dinge sichern“. Als Kind der Natur hatte sie wenig Scheu, ihre Kleidung abzulegen.

Das Boot war in einem schlimmen Zustand. Beim Aufprall war es entzwei gebrochen. Damit würden wir nicht mehr von dieser Küste wegkommen, denn ohne Werkzeug war es nicht zu reparieren. Und solches hatten wir nicht. Beide trugen wir lediglich unsere Messer am Gürtel. Damit hatten wir die Fische zerlegen wollen.

Schusswaffen hatten sich keine am Boote befunden. Jedoch am Bug waren Essensvorräte und auch zwei Wasserflaschen. Erst jetzt merkten wir, wie durstig und hungrig wir waren. Selten hat mir das reine Baikowasser und trockenes Brot so gut geschmeckt wie nach unserer wundersamen Rettung.

Als es heller wurde, konnten wir unsere Lage ‚rekognoszieren‘. Ich erinnere mich noch heute daran, dass wir dieser antiquierte, heute kaum mehr benutzte Ausdruck damals unvermittelt in den Sinn kam. In den Buffalo-Bill-Heften, die ich als Junge verschlang, war stets davon die Rede gewesen, wenn die Cowboys das Terrain erkundeten.

Wir waren in einer Bucht gelandet, dessen Kiesstrand von einer Graslandschaft begrenzt war. Dahinter befand sich ein kleiner Wald, bestehend aus Kiefern, Lärchen und Birken. Bemerkenswert war die geringe Größe der

Bucht. Zu beiden Seiten war sie von himmelhohen Felsen begrenzt, die am ersten Blick ziemlich unbesteigbar wirkten. Keine Frage, was mit dem Boot und seinen Insassen passiert wäre, wenn wir nur wenige hundert Meter abseits an dieser Steilklippe aufgeprallt wären.

Ayuna verstand, was ich dachte. „Eschin, hat uns gelenkt und vor Schlimmeren bewahrt. *Choto-Babai*, sein böser Gegenspieler, wollte uns vernichten, aber er war diesmal machtlos gegen ihn. Meine Mutter, die Schamanin war, hat es mir im Traum gesagt“.

Burjatische Mythologie und Religion Olchons hatte für die Menschen am Baikal immer schon eine besondere Bedeutung. Und Ayuna schien fest an diese Göttergeschichte zu glauben. Als aufgeklärter moderner US-Bürger war ich naturgemäß skeptisch gegenüber solchen mythologischen Ausschweifungen. Aber es sollte nicht lange dauern und ich sollte lernen, dass es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als wir ahnen!

Inzwischen war die Sonne groß und rot aufgegangen. Als sie ein wenig höher gestiegen war, warf sie die charakteristischen gelb-roten Streifen aufs Wasser. „Morgens und abends erinnern uns die Götter an die Spenderin des Lichtes und des Lebens“, meinte Ayuna, als sie andächtig die Szenerie beobachtete. Auch ich konnte mich der Romantik nicht erwehren.

Die Luft war klar, und der Wind hatte sich zur Gänze gelegt. Es war nicht kalt, und unsere Kleider trockneten rasch. Wir gingen an die Erkundung unserer Bucht. Infolge ihrer Kleinheit nahm das nicht viel Zeit in Anspruch. Richtung Inner-Olchon verjüngte sich ein steil ansteigendes schmales Tal.

„Die einzige Möglichkeit, von der Küste wegzukommen. Unser havariertes Boot scheidet ja aus“, meinte ich. Ayuna stimmte zu. „Leider haben wir nur wenige Vorräte. Da der Sturm unsere Angeln und Netze weggespült hat, können wir uns auch nicht mit Fischen versorgen. Verhungern werden wir aber nicht, denn weiter oben gibt es Beeren in Fülle ...“.

„Warst Du schon einmal hier auf Olchon?“ fragte ich. „Ja, einmal als kleines Mädchen mit meiner Mutter“, antwortete Ayuna. Dort oben liegt der *Ischimei*-Berg. In der burjatischen Religion hat der Gipfel eine mythische Bedeutung. Für Burjaten sind der Ischimei und Eschin, der Herr von Olchon, eins. Wasser kann am Ischimei ein Problem sein. Füllen wir unsere Flaschen voll an und dann los“.

Zunächst ging es steil bergan. Ab und an glaubte ich Spuren eines Pfades zu sehen, aber vermutlich war es eine Täuschung. Schon bald aber standen wir vor einer konkav gewölbten Granitwand. Sie war tiefschwarz und schien unglaublich glatt.

„Hier wird uns der Strick gute Dienste leisten“, meinte ich. Im Vorbau des Bootes hatte ich nämlich ein längeres Seil entdeckt, das ich mir vorsorglich um den Leib geschlungen hatte.

Wir blickten zurück. Tief unter uns lag unsere kleine Bucht. Das gescheiterte Boot war kaum mehr wahrzunehmen. Doch bald nahm uns die schwarze Wand in Anspruch. Wir kletterten an der Grenze unserer Möglichkeiten. Die Wand war steil, aber durch ihre Wölbung sollte der Aufstieg nicht zu schwierig sein – dachte ich. Doch ich wurde bald eines besseren belehrt. Es war die Glattheit, welche ihr Ersteigen so schwierig machte. Hierbei zeigte sich, dass ich Ayuna wenigstens hier überlegen war. Meine Erfahrung in den Rocky Mountains und in den europäischen Alpen leisteten mir nun wertvolle Dienste. Ich kann mit Sicherheit

sagen, dass wir ohne meine Kletterkenntnisse gescheitert wären. Ayuna bemühte sich, doch fehlte ihrem durchtrainierten Körper einfach die Technik. An besonders exponierten Stellen half ich mit dem Seil nach.

Trotz allem wäre die Sache fast schief gegangen. Wir kamen nämlich an eine Felsnase, die wir zu umgehen hatten, um weiterzukommen. Ich war jedoch mit meiner Weisheit am Ende und wollte schon umdrehen, wobei mir vor dem Abstieg bereits graute.

Doch da fasste mich Ayuna beim Arm und sagte – und daran werde ich bis ans Ende meiner Tage zurückdenken: „Umkehren können wir nicht. Wir müssen hinauf auf den Ischimei. Ich werde die Deine sein, wenn wir den Gipfel erreichen ...“.

Wie in Trance umkletterte ich die Felsnase. Wie ich es geschafft habe, weiß ich bis heute nicht. Aber es mag lange gedauert haben, da ich nur zentimeterweise an der Wand klebend, die Schlüsselstelle schaffte.

Ayuna zog ich dann von einem sicheren Standplatz mit dem Seil nach. Und von da an wurde der Aufstieg zunehmend leichter und nach nicht allzu langer Zeit hatten wir es geschafft. Die Wand ging allmählich in steinigen Boden über und bald begann Baumwuchs. Zunächst schütterere Kiefern, dann – zu meiner Überraschung Tannen, von denen einige eine Größe zeigten, die ich in der Taiga sonst noch nirgendwo gesehen hatte.

Wo war die Zeit geblieben? Die Sonne war längst hinter den Bergen verschwunden. Sei unserem Aufbruch von der Küste mussten mindestens acht oder auch zehn Stunden vergangen sein. Erschöpft sanken wir zu Boden.

Und wer beschreibt unser Erstaunen, als wir neben uns ein leises Plätschern vernahmen. Ein schmales Bächlein sprudelte zwischen den Tannen zu Tal. Deswegen waren die schwarzen Felsen auch teilweise gefährlich glitschig gewesen. Wir labten uns am kühlen, klaren Wasser. Zum Essen waren wir zu erschöpft. Auch Feuer machten wir keines an, da es überraschend warm war.

„Hier merkt man schon das Steppenklima Olchons“, sagte Ayuna. Wieder bewunderte ich die enorme Regenerationsfähigkeit dieses Naturkindes. Langsam sank die Dämmerung über unser Hochtal. Drüben im Nordosten sah man deutlich Svjatoj Nos im letzten Sonnenlicht. Die Stimmung war einzigartig, ich vergaß die Müdigkeit meiner arg strapazierten Glieder.

„Natürlich fühlst Du auch die Mystik dieses Abends“, begann Ayuna feierlich. „Der Ischimei ist ein heiliger Ort seit undenklichen Zeiten. Burhan hat uns nicht abgewiesen. Der Felsen, den Du so tapfer bezwungen hast, Pjotr Petrowitsch Kreuder, soll ab nun ‚Pjotrs Nase‘ heißen ...“.

Ayuna sprach leise und eindringlich weiter. Ich strengte mich an, ihren Worten zu folgen. Doch sie verwehten in seltsamer Weise ...

\*

Ich musste eingeschlafen sein. Als ich erwachte, war es tiefe Nacht. Ein unglaublicher Sternenhimmel spannte sich über uns. Ayuna hatte sich an mich geschmiegt. Als ich mich über sie beugte, öffnete sie ihre Augen und zog mich an sich. „Ich werde von nun an Dir gehören, nur Dir. Du wirst wissen, was das heißt ...“, flüsterte sie.



„Und John?“ konnte ich mir unwillkürlich nicht verhehlen zu fragen.  
„Vergiß ihn, so wie ich ihn vergessen werde – oder bereits habe“.

Als ich viel später aufstand und nach den Sternen schaute, stand das Sternbild der Schützen tief im Süden. Und Antares, das Herz des Skorpions leuchtete so hell, das er wohl eine ‚kleine Straße‘ am Baikal hervorrief. Auf dieser konnten wir vermutlich bis zum Skorpion, unser beiden Tierkreiszeichen gelangen.

Wir schliefen bis weit in den Morgen. Die Anstrengungen der vergangenen beiden Tage waren zu groß. Die noch tief stehende Sonne enthüllte ein entzückendes Bild: das munter sprudelnde Bächlein, die hohen Tannen, der Blick auf den Baikal und unsere Zweisamkeit. Aus Freundschaft war Liebe geworden. Das merkte ich an ihren Blicken und all ihren Handlungen.

Die Welt war im Gleichgewicht ...

## Der Biß der Gaduba

All das zusammen mit dem strahlenden Wetter versprach einen harmonischen Tagesablauf. Frohgemut machten wir uns bald auf den Weg, um den Gipfel des Ischimei zu erreichen ...

Doch wir sollten uns täuschen. Schon nach zwei, drei Stunden wurde es unerträglich heiß. Ströme von Schweiß machten das Vorwärtskommen nicht einfach. Das Terrain war zwar nicht schwierig, aber in höchstem Maße unübersichtlich. Eine Fülle von Tälern lief kreuz und quer zusammen. Keineswegs war ein eindeutiger Aufstieg zu erkennen, vielmehr irrten wir von einem Bergrücken zum anderen. Der Baumbestand erwies sich als so dicht, dass wir keinen Aussichtspunkt vorfinden konnten, von dem aus wir uns orientieren hätten können.

Zudem fühlte ich mich zunehmend schlapp und müde. Mein Gesicht glühte, und ich war froh, wenn die Bäume Schatten spendeten.

„Heute hat Gott Choto-Babai die Oberhand“, stellte Ayuna lapidar fest. „Wir können nichts dagegen tun. Am besten wäre, wir würden abwarten, wie sein Kampf mit Eschin ausgeht ...“.

Ayunas Fatalismus störte mich. Seltsam gereizt entgegnete ich: „Wohin gehen wir eigentlich? Du hast mir nicht gesagt, was unser Ziel ist. Und verweilen können wir keineswegs. Unsere Vorräte gehen zu Ende, vor allem mit dem Trinkwasser sehe ich ein Problem“.

„Dies ist ein heiliger Berg. Choto-Babai duldet keinen Fremden. Es kann gefährlich sein, weiterzugehen. Aber ich will mich Deinen Argumenten beugen und fortschreiten“.

Dann stießen wir plötzlich auf einen schmalen Pfad. Schon zuvor war es mir, als hätten wir ein paar mal Wegspuren gekreuzt, doch es konnte auch Wildwechsel gewesen sein. Mir war bekannt, dass es hier Hirsche, Luchse und anderes Wild, jedoch keine Bären gab.

Bald teilte sich der Pfad in mehrere schmale Wege auf. Als wir einen von ihnen folgten, endete er plötzlich vor einer Felswand. Wir mussten umkehren und eine andere Wegspur versuchen. Doch auch diese endete im dichten Unterholz.

Es war wie verhext, wir kamen in diesem Labyrinth nicht vom Fleck. Schweißgebadet hielten wir inne.

„Verdammtes Vexierspiel“, stieß ich grimmig hervor – „es ist unmöglich eine Richtung beizubehalten“.

„Du musst Dich den Gesetzen dieses Berges fügen“, beschwor mich Ayuna eindringlich „oder untergehen. Vieles hier passt nicht in das Weltbild eines Bewohners der sogenannten zivilisierten Welt. Es herrscht hier – wie soll ich es Dir erklären – ein besonders starkes Energiefeld, das zu unerwarteten Problemen führen kann“.

Ich war zu erschöpft für eine Antwort und hatte auch keine parat. „Lass es mich versuchen, es Dir so verständlich zu machen. Nicht weit von hier befindet sich die tiefste Stelle des Baikals. Wir haben sie im Sturm überquert. Wir befinden uns am höchsten Berg von Olchon. Der Höhenunterschied ist enorm, an die

dreitausend Meter. Das könnte besondere Energieströme hervorrufen, was eine Erklärung für Phänomene wie Orientierungslosigkeit, Erschöpfung und dergleichen bilden könnte ...“.

Was war sie doch für ein lieber Mensch als sie versuchte, den Grund unserer Schwierigkeiten in mein westliches Weltbild einzupassen. Ich schloss sie in meine Arme und wir küssten uns lange und innig. Dennoch war mir der Osten – Asien! – letztlich unbegreiflich und ist es bis heute geblieben. –

Wir setzten unsere Wegsuche fort und kamen schließlich zu einer Art steinernen Treppe. Felsplatten verschiedener Größen aus Granit waren mehr oder minder regelmäßig übereinander geschichtet. Das lästige Unterholz war zurückgetreten, und wir kamen wieder schneller vorwärts. Und was wichtiger war – nach oben. Wohin mochten die Stufen führen? Nach geraumer Zeit teilte sich die Treppe. Eine flachere Abzweigung nach rechts lief einen Felsrücken entlang, im linken steileren Anstieg setzte sich die Steintreppe fort. Guter Rat war nun teuer.

„Nimm Du den Weg rechts, ich werde versuchen, den linken zu erkunden. Treffen wir uns in etwa spätestens einer Stunde wieder hier um unsere Erfahrungen auszutauschen“, schlug Ayuna vor. Aber es sollte anders kommen, ganz anders ...

Ich schritt meinen Weg rasch voran. Er führte, deutlich sichtbar, an einem steilen Bergrücken entlang. Rechts von mir gähnte ein Abgrund. Der Weg wurde zunehmend schmaler und auch ausgesetzter. Ich wollte schon umkehren, als ich vor mir eine Biegung wahrnahm, bis zu der ich noch weiterzugehen beschloß.

Als ich die andere Seite der Felskante erreichte, erwartete mich ein Plateau von nicht geringer Größe. Als ich es umschritt, merkte ich, dass der Weg hier endete. Hohe Felsen versperrten das Weiterkommen.

Der Ausblick war phänomenal: Die Berglandschaft war bedeckt von einem Meer von Wald. Das Sibirische Meer tat sich im Hintergrund auf. Ich schätzte die Höhe über dem Baikal auf etwa tausend Meter – allzu weit zum Gipfel konnte es nicht mehr sein.

Lustlos setzte ich mich auf einen Felsblock, hoffend, dass Ayuna mehr Glück haben würde. An der Felswand nahm ich dunkle Vertiefungen wahr, die wie Höhleneingänge aussahen. Ich wollte sie untersuchen, blieb aber in seltsamer Apathie verfangen, auf meinem Felsblock sitzen. Ich schloss die Augen, öffnete sie, sie fielen mir zu ...

Ich erwachte jäh von einem schneidenden Schmerz in meiner rechten Hand. Eine Schlange hatte ihre Zähne in den Handrücken geschlagen. Automatisch riss ich die Hand weg und schleuderte die Schlange zur Seite. Die Zähne waren in der Hand stecken geblieben. Ich wusste, was zu tun war, riss mein Messer aus dem Gürtel und öffnete die Bisswunde mit einem Kreuzschnitt. Der Schmerz hielt sich in Grenzen, dazu war der Schock zu groß.

Die Wunde blutete ordentlich. Als die Blutung schwächer wurde, saugte ich sie sorgfältig aus. Meine Erfahrung mit erster Hilfe bei Klapperschlangenbissen kam mir zustatten. Hoffentlich war die sibirische Schlange nicht vergleichbar giftig wie die Rattle Snake. Denn dann gute Nacht, schöne Welt, schoss es mir durch den Kopf.

Ich wollte mir die Schlange anschauen, doch sie war verschwunden. Sie war nicht besonders lang gewesen, etwa einen halben bis einen dreiviertel Meter und von grau-brauner Farbe. Später hat man mir gesagt, dass es sich um eine sogenannte ‚*Gaduba*‘ gehandelt haben dürfte, eine der wenigen Giftschlangen Sibiriens. Ich hatte wohl ihren Sonnenplatz am Felsen gestört.

Oder war es der böswillige Gott Olchons? Wie hieß er gleich? Choto-Babai oder so ähnlich? Ich hatte mich an den Felsblock gekauert. Meine Apathie hatte wieder zugenommen. War das bereits das Schlangengift? Mein Arm war bereits beträchtlich angeschwollen. Mir war, als pulsiere das Blut zunehmend langsamer in meinem Körper. Mein Kopf wurde dumpf ...

Unser Aufenthalt in Olchon stand unter keinem generell guten Stern. Vielleicht stimmte die Geschichte vom bösen Gott und dem Herrn von Olchon – hieß er Eschin oder wie sonst? – doch.

Hoffentlich kam Ayuna und brachte die Wasserflasche. Wir hatten unsere Rucksäcke bei der Abzweigung hinterlegt. Dass sie kommen würde, wenn ich nicht beim Treffpunkt auftauchte, war sicher. Die Frage war nur, wann sie endlich erschien.

Der Arm und die Schulter waren dick angeschwollen und schmerzten sehr. Dennoch verfiel ich in eine Art Trance. Sollte das das Ende meiner Erdexistenz sein? Wenn schon, mir wurde alles zunehmend egal. Selbst die gestrige Nacht verblasste. Ayuna ... Ich sank in eine tiefe Bewusstlosigkeit.

\*

Ich schlug die Augen auf und sah eine schreckliche Fratze über mein Gesicht gebeugt. Ich erschrak derart, dass ich wieder in Bewusstlosigkeit fiel.

Dann wechselten sich Phasen halben Wachseins mit abermaligem Weggetretenseins ab. Ich wusste nicht, wo ich war und wer ich war. Es war, als schaukelte ich auf einem Schiff auf sanften Wellen. War da nicht ein Sturm gewesen? Krampfhaft versuchte ich mich zu erinnern, aber es gelang mir nicht.

Dann sah ich die Gestalt mir der Teufelsfratze wieder. Hatte mich der Leibhaftige geholt und ich war in der Hölle? Jemand machte sich an meinem Arm zu schaffen. Der Schmerz, den ich fühlte, erinnerte mich jäh an den Biß der Schlange, das Felsplateau und – sonst nichts. Die Erinnerung war abgerissen.

Als ich wieder erwachte, ging es mir deutlich besser. Die Fieberträume schienen verflogen. Ich fühlte mich sehr schwach, aber mein Kopf war wieder klarer.

Ein liebes, bekanntes Gesicht beugte sich über mich. Ayuna!

„Was ist geschehen, wo bis ich?“ flüsterte ich krächzend. „Später, mein Lieb. Trink erst einmal das“. Dabei stützte sie meinen Kopf und flößte mir aus einer Schale etwas Warmes ein. Es rann wie Feuer hinab, tat aber seine belebende Wirkung.

Heißes Getränk oder Suppe in einer Schale? Wo war ich? Ich versuchte mich aufzurichten. Wir befanden uns in einer Art Höhle, in der im Hintergrund ein kleines Feuer flackerte. Kraftlos sank ich wieder zurück.

Da tauchte im Hintergrund der Höhle jene seltsame Gestalt auf, vor der ich in meinen Alpträumen so erschrocken war. Ayuna merkte mein Zusammenzucken. „Fürchte Dich nicht, das ist Ayruni, der oberste Schamane der Burjaten von Olchon. Er hat Dich gerettet, als Du von der Schlange gebissen wurdest“. Sein runzeliges Gesicht deutete auf ein hohes Alter hin, aber seine Bewegungen und seine Augen waren jung.

Der Schamane trat an mein Lager. Ich fühlte deutlich eine mystische Aura, die ihn umströmte. Er legte seine Hände auf meine Stirn, fühlte meinen Puls und besah meine Wunde. Dann sagte er etwas zu Ayruni, das ich nicht verstand. Und im gebrochenen Russisch fügte er zu mir gewendet hinzu: „Du besser fühlen. Gift von Choto-Babai aus Dir verschwunden. Dauert noch, aber in zwei Tagen Du wieder ganz gesund“. Er nickte mir ernst, aber nicht unfreundlich zu, drehte sich um und verschwand.

War das die Teufelsfratze meiner Friederträume? Er trug offenbar einen Kopfschmuck, der entfernt an die Hörner eines Teufels erinnerte.

## **Der Schamane vom Ischimei**

Ayuna erzählte mir folgende Geschichte. Sie war die steinerne Stiege steil bergauf gestiegen. Schon nach wenigen Minuten flachte sich der Weg ab und sie erreichte eine von Tannen umstandene Lichtung. In deren Mitte befand sich ein Felsblock, dessen Gestalt entfernt an einen großen Stuhl erinnerte. Darauf schien jemand zu sitzen. Genaueres konnte sie im Dämmerlicht des Waldes nicht ausnehmen.



„Der Thron des Eschin‘, kam es Ayuna in den Sinn. Hatte nicht ihre Großmutter von uralten Mythen und religiösen Gebräuchen erzählt, in denen die Schamanen Olchons Eschin und andere guten Geistern huldigten. Der oberste Schamane nahm bei diesen Zeremonien Ischimeis Thronsessel ein.

So war sie nicht übermäßig erstaunt, als sie beim Nähertreten einen Burjaten erblickte. Der Mann erhob sich von seinem Sitz, und sie konnte erkennen, dass er in Schamanentracht gekleidet war. Neben dem traditionellen Kopfschmuck mit den Schnüren und Silberemblemen trug er einen Mantel, der über und über mit Amuletten, Schnüren und anderen seltsamen Dingen behängt war.

„Sei begrüßt, Ayuna, ich habe Dich erwartet“, sagte der Mann zu ihr. „Unsere Hoffnung ruht auf Dir und dem Fremden der mit Dir gekommen ist. Ich bin Ayruni, der oberste Schamane am Ischimei und damit von Olchon und darüber hinaus“.

Ayuna hat mir bei ihrer Erzählung ihre Verblüffung eingestanden. Weshalb wusste der Schamane von unserer Ankunft? Und woher kannte er ihren Namen, mit dem er sie angesprochen hatte? Für letzteres fand sich – zumindest ihrer Ansicht nach –allerdings eine Erklärung. Der Schamane hatte Ayuna schon einmal gesehen und zwar als Kind und mit ihrer Mutter. Diese bekleidete vor ihrer Eheschließung mit Lev Nikolajewitsch ein ähnliches Amt. Ayruni hatte vor zehn, fünfzehn Jahren deren Stamm besucht und dabei Mutter und Tochter getroffen. Angeblich erkennen sich Schamanen gegenseitig an bestimmten Zeichen – an welchen, hat mir Ayruni nie gesagt – und so hat der Schamane von Ischimei Ayuna einordnen können.

Nach allerlei Begrüßungszeremonien hat Ayruni auf die Gefahr hingewiesen, in der ich mich befände. Während sie als Schamanin unter dem speziellen Schutz des Berggottes Eschin stünde, sei dies bei mir nicht der Fall. „Wir müssen eilen, dass Choto-Babai Deinen Freund nicht verdirbt. Eschin hat Großes mit ihm vor – und das versucht der Geist des Bösen und der Finsternis zu verhindern. Er war es auch, der euch den starken Wind aus Sonnenaufgang geschickt hat, um euch zu verderben. Eschin hat mir das mitgeteilt, und ich habe vor zwei Nächten Stunde um Stunde getanzt, um euch zu retten ...“, erklärte der Schamane.

Ich gebe dies ungefähr so wieder, wie mir das Ayuna erzählt hat. Der Ausgang ist ja bekannt. Für den Schamanen war klar, dass die Schlange, nachdem ich sie weggerissen hatte, verschwunden war. Es war ja der böse Geist Choto-Babai gewesen, dessen Zähne ich dann mit dem Messer entfernt habe. All dieses hätte jedoch nichts genützt, wenn mir Ayruni nicht mit seinen Kräutern und speziellen Beschwörungsformeln geholfen hätte. Bemerkenswerterweise sollte ich folgendes hinzufügen. Der Biß der Gaduba ist nach Informationen, die ich später in Irkutsk am Zoologischen Institut der Akademie der Wissenschaften eingezogen hatte nur ganz selten tödlich. Die Bisswunde verursacht zwar starke Schwellungen, krampfartige Beschwerden und anschließendes Fieber – doch kaum jemand ist daran gestorben. Weshalb gerade ich tagelang in Bewusstlosigkeit verbunden mit Fieberträumen gefallen bin, bleibt ein Rätsel ...

Am übernächsten Tag war ich wieder völlig auf dem Damm. Unsere Höhle befand sich knapp unterhalb des Gipfels des Schamanen. Wir waren gut versorgt. Im Inneren der Höhle sprudelte eine Quelle – auch eines der vielen Rätsel der Insel Olchon, der man chronische Trockenheit nachsagt. Und Brot und Fisch gab es in Fülle. Ayuna erklärte das so, dass Burjaten diese Produkte als Opfergaben zum

Fuße des Ischimei-Gipfels brachten, und Schamanen dieselben dann in Vertretung der Götter verzehren. Auch ein Weg, die Religion zu praktizieren.

Einmal gab es sogar eine leckere Hirschkeule. All das brachte mich rasch wieder zu Kräften. Meine darauffolgenden Versuche, den Kontakt mit Ayuna wieder zu vertiefen, blieben allerdings unerwidert. „Nicht hier am heiligen Berg“, sagt sie ernst. „Wir müssen einander entsagen – Du hast gesehen, wozu die Nacht überm schwarzen Felsen geführt hat. Wir dürfen Choto-Babai keine Angriffsmöglichkeit mehr bieten ...“.

Weshalb das der Fall sein sollte, war mir unklar. Aber ich hatte die burjatischen Vorstellungen wohl zu respektieren. Mit dem verflixten Gott des Bösen und der Finsternis hatte ich ohnehin noch ein Hühnchen zu rupfen ...

Der nächste Tag brachte eine archäologisch-historische Überraschung.

„Kommt mit mir“, weckte uns Ayruni schon vor Sonnenaufgang. Heute will ich euch eines der Geheimnisse von Ischimei offenbaren. Es gibt deren viele, aber dieses ist eines der größten.

Wir brachen in der Morgendämmerung auf. Die Natur schwieg, und auch mit fortschreitendem Tag war keine Vogelstimme wahrzunehmen, kein größeres Tier war zu sehen. Nur Insekten summten bald nach Sonnenaufgang. Und da waren Ameisenhaufen von sagenhafter Größe. Ich glaube sie müssen mehr als zwei Meter hoch gewesen sein, und traten in einer unglaublichen Dichte auf.

Nach einem kurzen Marsch durch den Tannenwald, der den Gipfel fast völlig bedeckte, erreichten wir einen schütterten Kiefernbestand, der allmählich aufhörte, um einer steppenartigen Landschaft Platz zu machen.

„Olchon, das ist Steppe und Wald. Und Felsen und – Gräber ... Du musst versprechen, dass Du über den Ort, den Du jetzt sehen wirst, und dessen Lage, völliges Stillschweigen bewahrst. Willst Du das tun, Pjotr Petrowitsch –“, fragte mich Ayruni, der Schamane mit ernster Stimme.

Ich nickte: „Da, da“! „So wisse, falls Du dieses Dein Versprechen je brechen würdest, wird Dich ein qualvoller Tod ereilen, wo immer Du auf Erden bist ...“. Dabei zog der Schamane eine Puppe aus seinen Umhang samt einem kleinen Messer. Er fasste mit Gewalt meine Hand – völlig überrascht hinderte ich ihn nicht daran – ritzte mit dem Messer meine Handfläche und stach damit in die Puppe.

Ich hatte von dieser Prozedur bei Naturvölkern in Lateinamerika gehört. Neu war für mich allerdings, dass sie offenbar auch Teil schamanistischer Rituale Innerasiens waren.

Dass er sich Ayunas nicht auf diese Weise versichern musste, war mir klar. Ich war unbesorgt wegen dieser Warnung, da ich nicht vor hatte, den Ort an jemanden zu verraten. Weshalb ich dann jetzt darüber schreibe? In den vergangenen Jahrzehnten wurde Olchon einigermaßen gründlich erforscht. Das Gräberfeld, von dem nun die Rede ist, wurde schon Ende der Achtzigerjahre entdeckt und die entsprechenden Funde in Museen nach Irkutsk und Moskau gebracht.

Dort wo die Steppe begann, sahen wir etwa ein Dutzend mehr oder minder senkrecht aus dem Grasboden herausragende Steinplatten verschiedener Größe. „Dies sind Grabstätten von Schamanen“, erklärte Ayruni feierlich.

Ich mochte etwas enttäuscht reagiert haben, denn außer den Steinplatten war nichts zu sehen, nicht einmal Grabhügel. „Hier seht ihr einen Hirschstein“, fügte der Schamane nun hinzu. „Beachtet die eingeritzten springenden Hirsche und die hinterherlaufenden Jäger, die mit Pfeil, Bogen und Speeren bewaffnet sind“.

„Und nun sollst Du das Grab meines Lehrers sehen“, setzte Ayruni im bedeutungsvollen Ton fest. „Er hat über neunzig Sommer und Winter erlebt und ist etwa vor der Hälfte dieser Zeitspanne von uns gegangen. In langen Jahren hat er mich gelehrt, mit den guten Göttern in Verbindung zu treten und den Zorn des Choto-Babai zu besänftigen ...“.

Der Schamane schritt zu einem eher unscheinbaren Stein etwas abseits am Rande der Grabfelder. Er mochte neueren Datums sein, und es waren auch Zeichen eingeritzt, die allerdings für mich keine Bedeutung besaßen. Ayuna jedoch entfuhr ein leiser, bewundernder Aufschrei: „Meine Mutter hat viel von *Choboi-Khan* erzählt, dessen Grab hier offenbar liegt. Die Alten berichten, dass er ein Nachfahre von *Dschingis Khan* sein soll, das mit ihm aber die Linie des Mongolenherrschers erloschen sein soll“.

Ayruni umfasste den Stein und drehte daran. Nach einiger Anstrengung sprang eine Steinplatte auf und gab den Eingang zu einer steil nach unten führenden Treppe frei. Wir entzündeten Fackeln, die der Schamane vorsorglich mitgebracht hatte. Nach einem kurzen Abstieg erweiterte sich der enge Gang zu einer kleinen Kammer. An deren Ende saß in Hockstellung eine Mumie, gehüllt in den so typischen Schamanenumhang. Über ihr eingefallenes, knöchiges Gesicht, spannte sich pergamentartig die Haut. Das flackernde Licht unserer Fackeln warf gespenstische Schatten auf die Mumie und täuschte vor, dass sie sich bewegte.

„Choboi-Khan, der große Schamane unseres Volkes“, stieß Ayruni andächtig hervor. Er stammt von unseren Vorfahren, den Mongolen ab, von *Temudschin* selbst, wie er mir erzählt hat ...“.

„Nehmt Platz, meine Freunde“, setzte der Schamane fort und deutete auf drei Matten, die vor der Mumie ausgebreitet lagen. „An dieser Stelle will ich euch erzählen, warum ihr da seid. In dieser Truhe“ – und damit wies er auf ein Behältnis mittlerer Größe, die sich in der Ecke des Raumes befand – „befand sich der Schatz des Dschingis Khan. Goldene Geschmeide, Juwelen, Dinge von unvorstellbarem rituellen Wert. Von Generation zu Generation wurde vom obersten Schamanen an seinen Nachfolger weitergegeben. So auch von Choboi-Khan an mich ...“.

Er hielt inne und wartete auf etwaige Reaktionen von uns. Ayunas Augen hingen gebannt an seinen Lippen. Auch ich konnte mich der Faszination dieser Stunde nicht entziehen. Falls Ayruni Aussagen stimmten, so blickten uns acht Jahrhunderte entgegen.

„Doch eines Tages war die Truhe leer, der Schatz verschwunden. Fünf Sommer sind seit dem unersetzlichen Verlust verstrichen und kein Stück ist wieder aufgetaucht“, fügte er gramvoll hinzu. Wir erwarteten schweigend seine Erklärung.

„Natürlich hatten wir einen Verdacht, der auch weiter besteht. In jenem Sommer besuchte uns ein junger Russe, der sich Nikolai nannte. Er brachte manche brauchbaren Dinge ins Dorf unweit unseres Berges, darunter auch automatische Feuerwaffen samt Munition. Die jungen Männer des Dorfes zeigten sich begeistert. Nikolai – ich habe Grund zur Annahme, dass dieser Name nicht sein richtiger ist – zeigte gewisse Kenntnisse des Schamanismus, und ich muss

gestehen, dass er mir anfänglich eigentlich sympathisch gewesen ist. Dies legte sich aber bald, als er sich – zwar vorsichtig – jedoch in offenkundiger Weise nach burjatischen Gräbern und ihren möglichen Schätzen zu erkundigen begann. Ab da verschloss ich mich ihm gegenüber. Wer beschreibt aber mein Entsetzen, als ich zur Sonnensommerwende in Choboi-Khans Grabkammer stieg um meine Seele mit der seinen zu vereinen, die Truhe aber geöffnet und leer vorfand. Am gleichen Tag war auch Nikolai verschwunden und mit ihm zwei junge Männer des Dorfes, die man zuvor häufig mit ihm zusammen gesehen hatte. Den einen fand man später am Baikalufer erstochen im Wasser. Den anderen hat man – ebenso wie Nikolai selbst – nie wieder bei uns gesehen“.

Der Schamane hatte sich zunehmend in Zorn geredet. Man merkte ihm deutlich an, wie sehr ihm die Erinnerung an den frechen Raub zu Herzen ging ...

„Ich nehme an, dass mir einer der beiden jungen Männer bei einem meiner Besuche des Grabes gefolgt war und so über den Zugang zum Schatz Bescheid gewusst hatte. Nikolai wird ihm das Blaue vom Himmel versprochen haben, damit er ihm das Geheimnis verrät. Wie gesagt, die Leiche des einen fanden wir am Ufer des Baikals, den anderen wird Nikolai auch ins Sibirische Meer geworfen haben. Sie haben ihre gerechte Strafe erlitten. Burhan verdamme sie alle ...“.

Die Worte des Schamanen waren verklungen. Schweigen herrschte in der Kammer. Die Fackeln waren niedergebrannt. Still verließen wir das Grab. Der Bericht des Schamanen hatte uns tief beeindruckt.

„Das war ja ungemein interessant – aber weshalb hat er uns das alles erzählt?“ fragte ich Ayuna nach der Rückkehr in unsere Höhle. Aber eigentlich war es keine Frage.

„Das weißt Du ebenso wie ich“, antwortete sie. „Natürlich will er, dass wir ihm bei der Wiederbeschaffung des geraubten Schatzes behilflich sind. Wir sollten es als Auszeichnung ansehen, dass er uns vertraut. Aber als Ober-Schamane ist es Menschenkenner und weiß, dass wir beide nach anderen Schätzen streben ...“. Sie sah mich bedeutungsvoll an. Auch ohne weitere Worte wusste ich, was sie damit meinte.

Am nächsten Morgen bestätigte sich Ayunas und auch meine Vermutung. Ayruni bat uns in inständigen Worten um unsere Hilfe. Das war es also, was Eschin mit mir vorhaben sollte – geschickt eingefädelt vom Schamanen!

Natürlich hätten wir ihm gerne geholfen, den vermeintlichen Dieb (und Mörder) dingfest zu machen und den Schatz wieder aufzufinden. Aber wie sollten wir dies anstellen, da seither schon ein halbes Jahrzehnt verstrichen war?

„Der Täter ist vermutlich über alle Berge“, unterstrich ich meine Skepsis. „Kannst Du uns wenigsten sein Äußeres genau beschreiben“, fügte Ayuna hinzu.

Und da erlebten wir eine große Überraschung. „Er ist ungefähr so groß wie Du, Pjotr Petrowitsch, mag auch Dein Alter haben. Seine Haare sind hellblond, zudem eher eine Seltenheit in Sibirien. Er trägt aber ein besonderes Kennzeichen. Seine Augenbrauchen sind dicht zusammengewachsen. Ich habe mit dem Popen in Kuschir gesprochen – die Christen nennen es das Kainszeichen. Nach dem heiligen Buch der Christen trug es Kain, der seinen Bruder ermordet hatte ...“.

Wir sahen uns betroffen an. Die Beschreibung passte genau auf Sergej. Das ‚Kainszeichen‘ war mir von Anfang an ins Auge gesprungen. Und ‚hellblond‘ dazu – das zusammen passte auf niemand anderen in Sibirien. Aber war Sergej eine solche Untat zuzutrauen?



Dem feinfühligem Schamanen war unsere Bestürzung aufgefallen. „Sagt euch die Beschreibung etwas?“ fragte er unvermittelt. „Sie passt hier in Sibirien auf kaum wen“, half ich Ayuna aus ihrer Verlegenheit. Bei all den Differenzen mit Sergej, ihren Bruder würde sie wohl nicht ans Messer liefern. Eine griechische Tragödie großen Stils, schoss es mir in den Sinn.

## **Böse Vorzeichen**

Unsere Rückkehr nach Maximicha gestaltete sich weitaus einfacher als gedacht. Zwei Tage nachdem uns der Schamane vom Ischimei in den Raub der Kulturgegenstände eingeweiht hatte, brachte er uns in die Zivilisation zurück. Von Kushir aus, der Hauptansiedlung von Olchon, gelang es uns mit der Hilfe des Schamanen ein Fischerboot aufzutreiben, das uns in weniger als vierundzwanzig Stunden zu unserem Camp zurückbrachte.

Als wir dort eintrafen, war die Freude der Gefährten naturgemäß riesengroß. Sie hatten uns für verloren geglaubt. Nur der Bärenjäger hatte gemeint, dass wir Olchon erreicht haben könnten.

Nach einigen Tagen waren Ayuna und ich wieder so weit hergestellt, dass wir uns auf die Aufgabe besinnen konnten, die uns ans Ostufer des Sibirischen Meeres geführt hatte. Sim war es gelungen, in Barguzin<sup>6</sup> ein ausrangiertes Militärschiff aufzutreiben, das nun in der Bucht vor unserem Lager vor Anker lag. Das nötige Kleingeld hatte es auch ermöglicht, zwei Männer als Schiffsbesatzung

---

<sup>6</sup>

Ansiedlung am Ostufer des Baikalsees, noch vor Irkutsk in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, gegründet.

zu gewinnen. Yuri, ein entlassener russischer Sträfling, würde als Kapitän fungieren, während der andere, ein Burjate, die Maschine bedienen sollte.

Um die folgenden Ereignisse besser verstehen zu können, will ich kurz auf den Aufbau der Nikolai – so war der Schiffsname – eingehen. Mittschiffs befand sich die Kommandobrücke mit zwei Kojen für die Schiffsbesatzung. Darunter, bis zum Bug reichend, war die Kajüte, die als Aufenthaltsraum diente und auch eine winzige Küche enthielt. Ein Tisch mit Seitenbänken vervollständigte die Einrichtung. Die Bänke dienten auch als Schlafgelegenheit. Eine Koje befand sich im Schiffsbug. Hinter der Brücke waren ein Waschraum und die Toilette sowie ein kleiner Vorratsraum. Darunter lagen der Maschinenraum sowie ein Raum zum Bunkern von Ballast um das Schiff gegebenenfalls zu stabilisieren. Am Heck war noch ein kleines Boot verzurrt, welches wohl für Ladetätigkeiten und Notfälle gedacht war.

Das Schiff schien sich in keinem schlechten Zustand zu befinden, wie die Nr. 484 nach einer Inspektion feststellte. „Für sibirische Verhältnisse allerdings“, meinte Sim lakonisch. „Bei uns wäre das Ding schon längst verschrottet worden“.

Übermorgen würden wir nach Svjatoj Nos in See stechen. Dort, auf einer Halbinsel<sup>7</sup> mit dem seltsamen Namen ‚Nase des Heiligen Geistes‘ sollte sich das Versteck von Volkovs Schatz befinden. Dessen Lage war sowohl Ayuna und Sergej bekannt. Neben Sergej sollten der Bärenjäger, 484, Sim und ich die Fahrt mitmachen, während Ann, Ayuna und Alexej in Maximicha zurückbleiben sollten. Ann fühlte sich seit kurzem nicht wohl, und Ayuna erbot sich, für die zu sorgen.

---

7

Wäre der Wasserstand des Baikals nur wenig höher, so wäre Svjatoj Nos eine Insel. So ist sie nur mit einer schmalen, tief liegenden großteils sumpfigen Landenge mit dem östlichen Seeufer verbunden.

\*

Ayuna war seit unserer Rückkehr ins Lager wie ausgewechselt. Genau genommen begann ihr seltsames Verhalten erst einen Tag nach unserem Eintreffen in Maximicha. Ich erinnere mich nämlich noch, dass ich gespannt war, wie sie sich vor den Gefährten mir gegenüber verhalten würde. Ich hatte zwar nicht vor, mich zu verstellen – aber andererseits lag es mir fern, die neue Zweisamkeit hervorstreichen. Aber Ayuna war zu mir wie sie all die letzten Tage vor unserer Rückkehr gewesen war: kein übertriebenes Getue, aber auch keine Heimlichkeiten – ein Verhalten wie es eben einem Naturkind entsprach.

Umso mehr verwirrte mich ihr Verhalten dann an den folgenden beiden Tagen. Sie wirkte konsterniert, unentschlossen, ja wie geistesabwesend. Was mochte der Grund für ihr geändertes Verhalten sein? „Das Herz einer Frau ...“, begann Sim mit dem geläufigen Sprichwort und zuckte seine Achseln, als ich ihn daraufhin fragend ansah. Ein weniger platte, eher mysteriöse Antwort lieferte Ann auf meine diesbezügliche Bemerkung: „Ich ahne es, nein ich weiß es – aber ich darf nichts darüber sagen“.

Am Nachmittag dieses Tages verschwand Ayuna, um erst nach Einbruch der Dunkelheit ans Lagerfeuer zurückzukehren. Doch wie sah sie aus: wirres Haar, glasige Augen, eingefallene Wangen. Sie setzte sich zu uns und antwortete eine Zeitlang auf keine unserer Fragen. Welch ein Unterschied u ihrem ersten Auftritt an unserem Lagerfeuer im Altai, als sie dem Knjas die Heilkräuter brachte. Und wieder war es ihr Vater, dem auch hier ihre Gedanken galten.

„Der Knjas ist heute zu seinen Ahnen gegangen“, verkündete sie mit hohler Stimme. Alle schwiegen betroffen ...

„Bevor er den Körper verließ hat sich sein Geist mit dem meinem verbunden“, beantwortete sie unsere unausgesprochene Frage. „Sein Heimgang war überschattet von den Sorgen, die er um uns alle hegt – besonders die gegenüber Sergej“, setzte sie fort, sich an ihren Bruder wendend. Dieser zuckte betroffen zusammen und machte ein verlegenes Gesicht ...

Während sich Sergej nicht besonders beeindruckt vom Tod seines Vaters zeigte, ging dem Barentöter das traurige Ereignis offensichtlich sehr nahe. Ich sah, dass er sich verstohlen Tränen wgwischte. Als er bemerkte, dass ich ihn dabei beobachtete, meinte er: „Der Knjas war ein wahrer Fürst des Altai. Keiner konnte wie er einen ganzen Stamm zusammenhalten. Du hättest den Haufen sehen sollen, bevor er das Kommando übernahm. Kid wird sich anstrengen müssen, dass ihm Volkovs Schuhe nicht zu groß sind. Ich habe einen Freund verloren, vielleicht des besten, den ich je hatte ...“.

Zweifelsohne hatte Ayuna wieder einen Beweis ihrer medialen Fähigkeiten geliefert. Ich zweifelte nicht daran, dass ihr ‚zweites Gesicht‘ den Tatsachen entsprach. Der Altaifürst war also tot. Dabei schien er sich bei unserem Abschied gerade in besserem Zustand zu befinden. Aber die Uhr des zweiten der vier ehemaligen russischen Soldaten war abgelaufen ...

Später am Abend, als ich Ayuna kondolierte, benützte ich die Gelegenheit, um sie nach der Ursache ihres geänderten Verhaltens zu fragen. „Es betrifft nicht Dich, mein Lieb“, zerstreute sie meine Bedenken. „Aber da ist noch etwas über das ich jetzt nicht reden möchte. Später werde ich Dir alles erklären ...“. Für den Moment war ich beruhigt. Sie liebte mich also noch! Ach, ich egoistischer Tor! Hätte ich damals nur etwas mehr gebohrt, vieles wäre uns allen erspart geblieben.

Aber war nicht all unser Handeln mit seinen Folgen, sei es zum Guten oder um Bösen, im ewigen Buch des Lebens verzeichnet?

\*

Am nächsten Tag schifften wir uns auf der Nikolai ein. Noch wallten die Morgennebel, als wir ablegten. Ann, die sich etwas besser fühlte, John und Alexej standen am Strand. Ayuna konnte ich nirgends am Ufer erblicken. Vermutlich machte sie sich anderswo zu schaffen. Gestern Nacht hatte sie mich noch beruhigt: „Sei unbesorgt wegen John und mir – das ist Vergangenheit. Ich verstehe nicht, wie ich auf ihn hereinfallen konnte. Aber hütet euch vor Sergej. Ich habe ihn auf die geraubten Kult-Gegenstände angesprochen, von denen uns der Schamane in Olchon erzählt hatte. Aber er hat glattweg geleugnet, jemals am Schimei gewesen zu sein. Dabei passt die Beschreibung, welche der Schamane auf den Räuber gegeben hat, genau auf Sergej. Seine Erinnerungslücken beziehen sich doch nur auf die letzten Wochen. An alle weiter zurückliegenden Dinge kann er sich ja erinnern – nur an den zwei Jahre zurückliegenden Raub nicht? Ich bin mir nun sicher, er ist nicht ehrlich und spielt uns was vor“.

Ihre letzte Aussage kam für mich nicht wirklich überraschend. Verschiedene Anzeichen, wie gelegentliche böse Blicke, die er uns zuwarf, wenn er sich unbeobachtet glaubte, legten nahe, dass sein lammfrommes Verhalten nicht echt, sondern vorgetäuscht war.

Zum Abschied umarmte sie mich lange und zärtlich. „Ich werde bei Dir sein, Pjotr“, flüsterte sie mir zu. Hätte ich damals nur geahnt, welche doppelte Bedeutung ihre Worte hatten ...

## Die letzte Fahrt der Nikolai

Die Fahrt mit der ‚Nikolai‘ stand vom Anfang an unter keinem guten Stern. Kaum hatten wir hinter dem Kap, hinter dem sich unser Lager befand, passiert, als der Schiffsmotor zu stottern begann und bald darauf ihren Geist aufgab. Käptn Yuri fluchte und machte sich gemeinsam mit dem Maschinisten an die Reparatur.

„Das kann Stunden dauern, wenn sie die Maschine überhaupt je wieder in Gang bringen“, unkte Sim. Er fühlte sich verantwortlich, da ja er das Schiff ausgesucht hatte. Mit barschen Worten trieb er Yuri und seinen Matrosen zur Eile an.

Mir machte die Unterbrechung nichts aus. Ich machte mir Gedanken über Ayunas seltsames Verhalten von gestern. Auch ihre lieben Worte danach konnten meine Besorgnis nur wenig mildern. Irgendetwas, das sich meiner Kenntnis entzog, lag in der Luft. Dass ich nicht wusste, was es war, machte mich reizbar. So reagierte ich auch unwirsch auf Sergejs Frage, was ich wohl mit der Erbschaft zu tun gedenke. „Willst Du vielleicht in Sibirien bleiben und die Summe verdoppeln, indem Du meine Schwester heiratest“, setzte er fort und pure Ironie lag in seiner Stimme. Da ich nicht daran dachte, darauf einzugehen, antwortete ich mit einer Gegenfrage: „Wirst Du zum Stamm zurückkehren, jetzt wo er nach Deines Vaters Tod von Kid geführt wird?“ Sergejs Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze und erstarrte mich haßerfüllt an. Schon dachte ich, er würde ausrasten, aber er hatte sich in Gewalt und wandte sich ab. Ayuna Warnung fiel mir ein. Ich nahm mir vor, mich in Acht zu nehmen.

Am Nachmittag war der Motor wieder in Gang gesetzt und wir konnten die Fahrt in Richtung Svjatoj Nos aufnehmen. Die Halbinsel des Heiligen Geistes rückte näher und das Bergmassiv, welches sich steil vom Ufer erhob wurde allmählich deutlich sichtbar.

In der Kajüte wurde dann das Abendessen von 484 und Sergej zubereitet. Yuri gesellte sich zu uns, und die unvermeidbare Wodkaflasche begann zu kreisen. Sergej hatte Schnaps mitgebracht und uns aufgetischt.

Ich hatte wenig Lust auf Gesellschaft und begab mich an Deck, wo ich den Matrosen am Steuer ablöste. Bald hörte ich die landesüblichen Gesänge von Liebe und Tod – nur dass nun Vater Baikal als Zusatzthema vorkam.

Die Sonne stand schon tief im Westen. Die herrschende Stille wurde nur durch das monotone Geräusch der Schiffsmaschine unterbrochen, die nur mit halber Kraft lief. Svjatoj Nos lag jetzt bereits im Osten. Eine seltsame Atmosphäre lag über der Gegend. Ich fühlte zum ersten Mal jene zauberhafte Atmosphäre, die sich in den Morgen- und Abendstunden an Uferregionen des Baikalsees einstellte. Später hat mir ein russischer Jäger, der auch in der Physik bewandert war, etwas von der Ionisierung der knapp oberhalb des Wasserspiegels befindlichen Luftschichten erzählt, die sich manchmal zu diesen Tageszeiten einstelle. Die letzten Sonnenstrahlen trafen auf die dicht bewaldete, dunkle Bergkette der Halbinsel. Morgen früh würden wir dort landen und das Versteck mit Lev Nikolajewitsch Schätzen aufsuchen. Ob uns Sergej wirklich dahin führen würde? Schließlich verlor er dadurch ein Vermögen, das ja eigentlich ihm und seiner Schwester zustünde. Ayuna! Ich dachte voll Sehnsucht an sie. Wir hätten sie mit aufs Schiff nehmen sollen, sie kannte das Versteck auch und würde uns – in Erfüllung des Wunsches ihres Vaters – hinführen. Ach, hätte ich damals geahnt ...

Als es vollständig dunkel geworden war, wurde die Maschine gestoppt und gegen Mitternacht<sup>8</sup> begaben wir uns zur Ruhe. Sim, Gornov, 484 und ich schliefen auf den Bänken, während Sergej die Koje im Schiffsbug belegte. Der Matrose sollte die Deckwache übernehmen. Da der Baikäl außer der leichten Dünung ruhig war, machte die Betrunktheit der Matrosen wohl nichts aus.

Ich weiß nicht, was es war, aber ich konnte lange nicht einschlafen. Yuris regelmäßigen Schnarchgeräusche, die vom Vorschiff bis zu uns drangen, mussten mich dann doch eingelullt haben.

Aber es dauerte nicht sehr lange und ich war wieder wach. Ein Blick auf die Leuchtziffern meiner Uhr zeigte, dass die Zeigen waagrecht standen: viertel vor drei Uhr.

Was mochte mich geweckt haben? Da war es wieder, ein leises Gurgeln, wie vom Wasser. Ich beschloß Nachschau zu halten. Und als ich mit den Füßen den Kabinenboden betrat, war dieser naß. Schnell griff ich nach meiner Stablampe, die ich nach alter Gewohnheit stets griffbereit beim Kopfende meines Lagers lege. Als ich sie anknipste, spiegelte sich der Lichtkegel im Wasser, das den Boden etwa fußbreit bedeckte. Und wie die Wirbel und das Gurgeln bestätigten, schien es weiter zuzuströmen.

„Auf, auf Kameraden, das Schiff geht unter“, schrie, nein brüllte ich entsetzt. Aber keiner von den Gefährten reagierte. Ich hatte keine Zeit, sie zu wecken und sprang mit ein paar Schritten zum Aufgang aufs Deck.

---

8

Das ist auf diesem Längengrad und zu dieser Jahreszeit etwa zwei, drei Stunden nach Sonnenuntergang.



Dieses lag im Mondschein fast taghell vor mir. Mir schien, dass die Nikolai leichte Schlagseite hin um Bug aufwies. Ich eilte weiter zur Kommandobrücke. Als ich die Eingangstür öffnen wollte, konnte ich dies nur mit großer Anstrengung tun. Als ich sie endlich aufbekam, sah ich zu meinem Entsetzen, worin das Hindernis bestand. Der wachhabende Matrose saß zusammengesunken auf einem Hocker, das Gesicht verzerrt. In seinen weit geöffneten, glasigen Augen spiegelte sich das durch die Scheiben einfallende Mondlicht. In seiner Brust steckte ein großes Messer, das sonst wohl zum Ausnehmen von Fischen gedacht war. Der Mann konnte noch nicht lange tot sein, denn sein Blut war noch nicht geronnen.

Sergej, durchschoss es mich siedend heiß. Sergej, der Schurke!

Denn wer sonst konnte uns nach dem Leben trachten, indem er uns absaufen ließ? Das Schwein musste die im Boden eingelassenen Ventile geöffnet haben, um das Schiff zu fluten. Deswegen auch der Wodka, der die Kameraden in tiefen Schlummer versetzen sollte. Das alles kam mir in Blitzesschnelle in den Sinn, während ich nach ihm Ausschau hielt.

„Dort draußen – da setzt er sich ab“, löste da eine Stimme hinter mir das Problem. Es war der Bärenlöter. „Dein Schreien hat mich aus dem Schlaf gewissen, und es ist mir gelungen, auch Sim und 484 zu wecken“. Jetzt entdeckte auch ich das kleine Beiboot, das Sergej zu seiner Flucht benutzte. Es mochte etwa einhundert Meter entfernt sein, und Sergej versuchte die Distanz durch eifriges Rudern zu vergrößern.

„Schnell, Pjotr, das Gewehr“, schrie Gornov. „Wenn wir ihn nicht abschießen, haut er mit dem Rettungsboot, ab und wir sinken mit dem Kahn auf Grund. Der Kerl hat die Bodenventile geöffnet und so verklemmt, dass sie sich nicht mehr schließen lassen“. Ich eilte unverzüglich in die Kajüte zurück, aus der

Lärm und Stimmengewirr zu vernehmen war. Im Aufgang kam mir Sim und 484 entgegen. Ich hatte keine Zeit, ihre aufgeregten Fragen zu beantworten. Im Schein meiner Lampe fand ich nach kurzem Suchen das Gewehr auf Gornovs Schlafplatz. Zu unserem Glück – und Sergejs Pech – lag es auf der Bank und nicht darunter im Wasser, das mittlerweile bis fast zu unseren Schlafsäcken reichte.

„Du mörderischer Schuft willst das Schiff versenken um uns aus dem Weg zu räumen“, schrie eben Sim ihm übers Wasser zu. „Halt an, sonst schießen wir Dich ab“.

„Ha-ha-ha“, schallte Sergejs teuflisches Lachen als Antwort über den See. „Ihr seid in wenigen Momenten bei den Fischen am Grund des Baikals. Glaubt ihr wirklich, ich werde mein Erbe mit Euch teilen, ihr verdammten Amerikaner? Fahrt doch zur Hölle!“

„Jetzt zeigt er sein wahres Gesicht – alles andere war doch nur Verstellung“, meinte der Bärenjäger und nahm das Gewehr in Empfang. „Du bist der bessere Schütze – aber bedenke, Du hast nur einen Schuß, und wenn Du ihn nicht erwischst, legt er sich flach auf den Boden und wir sind in kurzer Zeit bei den Fischer“, warnte ich ihn.

Er nahm die Flinte. Mit dem Zielfernrohr wäre es auf diese Distanz bei Tageslicht kein Problem zu treffen. Jetzt, im Mondschein und bei all der Aufregung war die Treffsicherheit sicherlich geringer. Er legte an. Sergej ruderte heftig, wohl um aus dem Schussfeld zu gelangen. Ich wusste, was von diesem Schuß abhing: Leben oder Tod. Denn ohne Boot waren wir im eisigen Baikälwasser zum Sterben verurteilt.

Der Schuß zerriß die Stille. Die Gestalt im Boot bäumte sich jäh auf. Die Wucht des Schusses hatte Sergej von der Ruderbank gerissen. Er taumelte, und stürzte ins Wasser. Ich konnte das Schwanken des Bootes deutlich erkennen.

„Kopfschuß“, rief 484 hinter uns begeistert. „Bravo, Meisterschütze“, fügte Sim hinzu und schlug Sasha auf die Schulter. Und jetzt machen wir, dass wir vom Schiff kommen, bevor es sinkt und uns mit sich reißt“.

Die Nikolai stand in der Tat schon so schräg, dass man kaum mehr an Deck stehen konnte, um sich anzuhalten.

„Ich werde das Boot holen“, erklärte 484, sprang ins Wasser und schwamm aufs Boot zu.

„Und ich schaue nach Yuri“, meinte Sim. „Vielleicht können wir auch noch etwas von unseren Sachen retten“, fügte ich hinzu. Das war nun aber nahezu unmöglich, denn das Wasser stand mittlerweile schon fast bis zur Kajütendecke. Die Stablampe zwischen die Zähne gepresst, versuchte ich noch tauchend wenigstens ein paar Dingen habhaft zu werden. Denn ohne Waffen war in der Wildnis nur ein schweres Durchkommen, wie ich aus früheren Abenteuern wusste. Es gelang mir zumindest einen Gurt mit einem Messer und Patronen an mich zu raffen – das war aber auch schon alles.

Als ich auftauchte packte mich Sim und riß mich mit nach oben: „Schnell, schnell, das Schiff sinkt, wir müssen von Bord“. „Und Yuri?“ erkundigte ich mich. „Lag stockbesoffen in seiner Koje und hat von alledem nichts mitbekommen. Erst ein Kübel Baikawasser hat ihn geweckt“, antwortete Sim. Yuri hielt sich zähneklappernd an der Reling fest: ein feiner Kapitän.

Das Gewehr, mit dem Sergej ausgeschaltet worden war, hatte der Bärenjäger über den Rücken geworfen. Das Heck der Nikolai ragte mittlerweile steil in die Nacht. Der Bug war zur Gänze im See verschwunden. Mittschiffs, wo die Reling noch aus dem Wasser ragte, hatte 484 mit dem Boot angelegt. Zum Glück brauchte ich nicht noch einmal ins Wasser, der Tauchgang in der eisigen Flut der Kabine hatte mir vollends genügt.

„Vorsicht beim Einsteigen“, warnte Yuri, der gemäß seinen Kapitänspflichten als letzter von Bord gehend. „Das Boot ist für maximal drei bis vier Personen ausgelegt, wir sind aber zu fünf“. Der Überstieg gelang ohne besondere Schwierigkeit. Das Boot sank dann allerdings bis knapp an den Schiffsrand. Ein höherer Wellengang würde es unweigerlich voll laufen lassen und zum Sinken bringen. Hinter uns ertönte ein gluckerndes Geräusch. Es war grauenhaft anzuhören. Das Heck der Nikolai drehte sich in einem Strudel immer schneller, um kurz darauf wie ein Stein zu sinken. Aus, vorbei ...

## **Die Nase des Heiligen Geistes**

„Wir müssen nach Ost-Nord-Ost steuern um Svjatoj Nos am schnellsten zu erreichen“, stellte Yuri fest, der das Steuer übernommen hatte. Der neben ihm hockende Bärenjäger unterstützte ihn dabei, die Einsatzfähigkeit des betrunkenen Kapitäns in Zweifel ziehend. Sim und 484 hatten auf der Ruderbank Platz genommen und pullten mit der gehörigen Vorsicht, damit nicht zu viel Wasser ins Boot gelang. Ich klapperte am Bug unseres Schiffeleins mit den Zähnen. Zum Glück enthielt der Bootskasten einige Decken, in die ich mich hüllen konnte, nachdem ich mein tropfnasses Zeug abgestreift hatte.

„Und Sergej?“ fragte ich schließlich. „Er trieb neben dem Boot, kein sehr schöner Anblick“, beantwortete 484 meine Frage. „Saschas Kugel hat ihm den halben Hinterkopf weggerissen. Er hat bekommen, was er verdient hat“.

Wie sehr er es wirklich verdient hatte, das sollte sich erst nach unserer Rückkehr herausstellen.

Yuri klärte uns auf, dass wir etwa nach zwei Stunden die Nase des Heiligen Geistes erreichen würden. Da würde es dann bereits hell sei und wir konnten ein Feuer entfachen und Tee kochen. Streichhölzer und Tee waren in einem Notfallpaket im Schiffskasten vorhanden. Auch ein zweites Gewehr mit Schießbedarf befand sich im Boot, offenbar von Sergej hinterlegt. In einer Tasche, die er offenbar ebenfalls ans Boot gebracht hatte, fanden wir auch einigen Mundvorrat, Zwieback und eine Flasche Wodka. Dieser wärmte jetzt auf wunderbare Weise und weckte wieder unsere Lebensgeister.

„So schlecht geht es uns jedenfalls nicht“, meinte Sim, und er hatte wohl recht damit. Kurz nach Sonnenaufgang landeten wir auf der Halbinsel des Heiligen Geistes. Der Baikalsee war glatt wie ein Spiegel gewesen. Burhan war und gnädig. Vielleicht weil wir den Grabraub von Olchon gerächt hatten.

„Mit dem Boot dürfen wir uns nicht mehr auf den offenen Baikalsee wagen, jedenfalls nicht mit fünf Mann“, stellte der Bärenjäger fest. „Schon eine etwas stärkere Dünung würde das Boot zum Kentern bringen, von Schlechtwetter ganz zu schweigen“.

„Wir brauchen auch gar nicht auf die Suche nach Lev Nikolajewitsch Versteck zu gehen. Die Gegend bietet unzählige Möglichkeiten, und Sergej fällt

aus. Wir müssen mit Ayuna zurückkehren, um Volkovs Schätze zu heben“, setzte Sim die Diskussion fort.

„Lasst uns zunächst abkochen. Wir wollen ausgiebig frühstücken“, blieb Yuri auf dem Boden der Realität. Mit dem Angelzeug, das ebenfalls im Bootskasten vorhanden war, gelang es ihm, einige Fische zu fangen. Nur wenige Schritte vom Ufer fanden wir eine ganze Kolonie schmackhafter Pilze. Am Feuer geröstet gab es beides, eine Göttermahlzeit.

Und dann, als wir um die Mittagszeit gemütlich im Gras lagerten, und uns von all dem Schrecken der Nacht zu erholen begannen, meldete sich der Bärenlöter zu Wort.

„So ganz aussichtslos ist die Suche nach Lev Nikolajewitschs Schatz nicht. Mit mir hat er seit längerem öfters darüber gesprochen. Ich weiß zumindest die Gegend, wo er versteckt ist. Sie befindet sich in Gipfelnähe. Laßt es uns zumindest versuchen, wenn wir schon einmal hier sind“.

Die Gefährten waren Feuer und Flamme, und so brachen wir zeitig am nächsten Morgen auf. Der gesuchte Platz sollte also in der Nähe der höchsten Erhebung von Svjatoj Nos liegen. Jetzt erinnerte ich mich auch an eine Erzählung des Schamanen am Ischimei, der über die ‚Säulen des Himmels‘ erzählt hatte. Während eine davon der Ischimei, die höchste Erhebung von Olchon sei, läge die andere auf der anderen Seeseite in Svjatoj Nos. Beide seien alte Kultstätte, die schon zu Zeiten von Dschinghis Khan ihre Bedeutung gehabt hätten.

Die Route zum Gipfel war weitgehend weglos und musste anfänglich durch dichtes Unterholz gebahnt werden. Der Bärenlöter erwies sich abermals als ausgezeichneter Pfadfinder. Aber die Wildwechsel, die er immer wieder aufspürte,

bogen häufig in falsche Richtungen ab oder endeten an Felswänden. Später wurde das Fortkommen schwieriger, da der Anstieg steiler war. Schließlich trat das Unterholz zurück, und am Nachmittag näherten wir uns dem Gipfel.

„Ein schweißtreibendes Unternehmen“, keuchte Sim. „Wäre ich nicht so trainiert von meinen Touren in den Rocky Mountains – ich glaube, ich hätte es nicht geschafft“.

Der höchste Punkt des Berges zeigte Zeichen menschlicher Aktivitäten. Er war – offenbar – künstlich geebnet, und durch einige, stark verwitterte, niedrige steinerne Monumente gesäumt. Die Aussicht von hier oben war phänomenal. Nach drei Seiten erstreckte sich der Baikalsee schier endlos. Im Südwesten verschwammen die Höhen Olchons im Dunst. Nach Osten konnte man die Landenge erkennen und das Tiefland von Barguzin. Dahinter türmten sich im Nordosten und Osten verschiedene Bergketten auf.

„Ich kann verstehen, dass die Burjaten von hier aus ihren Göttern näher waren“, meinte 484. „Ein Platz mit weiter Rundumsicht – nicht mehr und nicht weniger“, fügte Gornov hinzu. Aber ich merkte deutlich die eigenartige Magie des Platzes. Wäre nur Ayuna hier, sie würde ähnlich wie ich fühlen, dessen war ich sicher.

„Das Versteck liegt in einer Schlucht im Norden des Gipfels“, erklärte der Bärenjäger. „Machen wir, dass wir vor Sonnenuntergang dorthin kommen“. Aber der Weg dorthin erwies sich als nicht einfach. Felstrümmer verschiedener Größe behinderten das Vorwärtskommen. Und die Schlucht tauchte erst auf, als die Dämmerung einfiel. Der Sonnenuntergang von hier oben war schlicht spektakulär. So wunderte es nicht, dass 484 niederkniete als die Sonne die fernen Berge jenseits des Sees berührte. Er murmelte ein Gebet und bekreuzigte sich dann

mehrmals nach orthodoxem Brauch. Trotz der erlittenen Schicksalsschläge war er ein frommer Mensch. Oder gerade deswegen?

\*

Am nächsten Morgen inspizierten wir die Schlucht. Es handelte sich um ein V-förmiges Tal, das von einem Wildbach durchflossen war. Die Schlucht stieg nach Nordosten steil an, und wir verbrachten den ganzen Tag, um das Versteck nach den Anleitungen von Gornov zu finden. Am Abend mussten wir uns eingestehen, dass das Ergebnis negativ sei.

„Entweder wir haben die Stelle übersehen, oder wir sind in der falschen Schlucht“, stellte der Bärenjäger beim abendlichen Lagerfeuer enttäuscht fest. Wenigstens litten wir aber keinen Hunger. Wir hatten schon am Vormittag einen Junghirsch geschossen, der uns dann zur Abendmahlzeit vorzüglich mundete.

Ich konnte – wie schon so oft in letzter Zeit – lange nicht einschlafen. Unruhig wälzte ich mich umher und war dann schon vor Tagesanbruch wieder wach. Automatisch schlüpfte ich in meine Kleider und verließ das Lager talaufwärts. Es war, als triebe mich eine unsichtbare Macht vorwärts. Ich wollte das Versteck finden – und ich war überzeugt, ich würde es finden. War es Ayuna oder der Schamane von Olchon, die mir auf mysteriöse Weise den Weg wiesen.

Und während wir gestern stundenlang vergeblich gesucht hatten, gelangte ich noch vor Sonnenaufgang zu einem schmalen Spalt in der Felswand. Wie im Trance glitt ich durch den kaum mannsbreiten Eingang und knipste meine Stablampe an. Vorsorglich hatte ich sie eingesteckt, und wieder leistete sie mir wertvolle Dienste. Der Spalt erweis sich schon nach wenigen Metern als



begehrter Gang, zweifelsfrei von Menschenhand angelegt. Seltsam nur, dass ich ihn heute so rasch entdeckt hatte. Und merkwürdiger noch, dass ich mich damals so gar nicht wunderte, dass ich den Zugang so ohne Weiteres gefunden hatte.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich den Gang entlang gegangen war. Schließlich landete ich in einer Kammer, die mehrere Steinsärge enthielt. Das Ganze erinnerte mich frappant an die Grabkammer am Schimei, die uns der Schamane von Olchon vor ein paar Wochen gezeigt hatte.

Unschwer war zu erkennen, dass ich nicht der erste war, der die Ruhe der Abgeschiedenen gestört hatte. Die steinernen Deckel der Särge lagen am Boden umher, in mehreren Teile zerbrochen. Und die Särge waren leer. Grabräuber hatten auch hier ihr frevlerisches Handwerk verrichtet. Trotz eifrigen Suchens konnte ich keine Spur von Volkovs Schatz finden.

Enttäuschend also, diese Säule zum Tor des Himmels. Bevor ich zurückkehrte, um die Gefährten vom negativen Ergebnis der Suche nach dem Schatz zu informieren, wollte ich noch den Gang inspizieren, dessen Öffnung an der jenseitigen Wand der Grabkammer gähnte.

Nach wenigen Metern war er zu Ende, aber im Boden klaffte ein Loch in dem ein Baumstamm steckte der mir Steighilfen ausgestattet war. Eine unbestimmte Ahnung warnte mich vor dem Abstieg, aber die Neugier trieb mich weiter. Ich nahm wieder die Stablampe in den Mund und kletterte in den Schlund.

Schon nach wenigen Metern nahm das warnende Gefühl dermaßen überhand, dass ich umkehren wollte. Aber da war es schon zu spät!

Ich glitt aus und sauste in die Tiefe. Nach etlichen Sekunden prallte ich derart unsanft am Felsboden auf, dass ich das Bewusstsein verlor. Allerdings nicht für lange, wie mir ein Blick auf die Leuchtziffern meiner Armbanduhr bewies. Diese war zwar intakt geblieben, aber die Lampe war perdü, zerbrochen in tausend Scherben. Gottlob hatte ich keine Knochen gebrochen, aber die blauen Flecken der erlittenen Prellungen wollte ich lieben nicht sehen. Das wäre in der herrschenden Dunkelheit aber auch gar nicht möglich gewesen.

Ich tastete nach dem Stamm, musste aber zu meiner Bestürzung feststellen, dass ich ihn nicht zu finden vermochte. Offensichtlich endete er irgendwo oberhalb, jedenfalls unerreichbar für mich.

Jetzt war guter Rat teuer. Ich beschloß, den Gang zu folgen, der sich zum Glück nicht teilte. Schon bald sah ich fern vor mir einen hellen Punkt und erreichte nach weiterem Kriechen und Tasten schließlich das Tageslicht.

Gewonnen, dachte ich mir schon – doch meine Freude war verfrüht. Der Gang endete unvermittelt hoch in der Wand der Schlucht. Von dort aus war ein Weiterkommen ohne Steighilfe unmöglich. Und weder auf der anderen Seite der Schlucht noch auf ihrem Grund war irgendein Anzeichen der Gefährten zu sehen. Ich legte die Hände an den Mund und schrie um Hilfe – vergebens. So blieb mir nur die Hoffnung, dass mich die Gefährten entdecken würden. Aber die Schlucht war lang, und ich hatte keine Ahnung, ob mein Ausguck unterhalb oder oberhalb unseres Lagerplatzes lag. Vielleicht handelte es sich sogar um ein anderes Tal als jenes, von dem ich aufgebrochen war. Im Berginneren hatte ich die Orientierung komplett verloren.

Die Stunden vergingen und am Nachmittag meldete sich Durst und Hunger. Etwa alle zehn Minuten schrie ich mir die Seele aus dem Leib, sodass ich

gegen Abend meine Stimme fast gänzlich verloren hatte und nur mehr krächzende Laute von mir geben konnte. Allmählich verfiel ich in Apathie. Die Dunkelheit begann bereits hereinzurechen, als plötzlich Sim wie ein rettender Engel von oben vorm Höhleneingang herabschwebte. Ich war so überrascht (und heißer), dass ich kein Wort herausbrachte.

„Wir haben Deine Rufe gehört. Der Bärenötter hat mich am Seil heruntergelassen, da ich um einiges leichter bin als er. Ich hoffe, es geht Dir gut, Du Ausreißer“, begrüßte mich Sim.

„So froh war ich schon lange nicht, Dich zu sehen, Teufelsanwalt“, krächzte ich. Der Durst hatte meine Kehle ausgetrocknet. Sim band mich ans Seil und rief nach oben, dass mich Sasha hochhieven solle. Das ging auch problemlos. Danach holte der Bärenötter Sim hinauf.

„Wir haben alles abgesucht und lange nichts gefunden. Es geht nicht an zu verschwinden, ohne sich abzumelden“, mahnte mich Gornow vorwurfsvoll.

„Ja, ich weiß, und es tut mir auch leid“, entschuldige ich mich. „Aber dafür habe ich auch das gesuchte Versteck entdeckt, wenn es auch leer war“, entgegnete ich. Die Gefährten bestürmten mich mit Fragen, und ich musste über meine Abenteuer am Berg berichten. Zuvor trank ich aber noch den halben Bach leer, welcher die Schlucht hinunterfloß.

„Eine leere Grabkammer“, brummte der Bärenötter enttäuscht. „Da ist uns also jemand zuvor gekommen. Volkovs Schatz hat jemand anderer weggenommen. Aber was soll's – wie gewonnen, so zerronnen“.

## Dem Militär entwischt

Wir begaben uns wieder zu unserem Lager zurück. 484 und Yuri waren noch nicht von der Suche nach mir zurückgekehrt. Als ich stundenlang nicht zurückkehrte, hatten sich die Kameraden aufgemacht, mich aufzuspüren. Spätestens bei Sonnenaufgang wollten sie sich aber wieder treffen.

Nach zwei Stunden Überzeit wurde der Bärenötter unruhig. Er fürchtete, dass sich etwas Unvorhergesehenes ereignet hatte, da 484 im allgemeinen als sehr zuverlässig galt. Wir packten also unsere wenigen Habseligkeiten zusammen und machten uns auf, die beiden zu finden. Die ungefähre Richtung, wo wir suchen mussten, war bekannt.

Zunächst erklommen wir abermals den Gipfel. Ein prächtiger Sternenhimmel spannte sich über uns, von keinem Lichtschein gestört. Doch da – was war das? Glomm da nicht auf der anderen Seite des Bergrückens ein Lichtpunkt?

„Ein Feuer, ich kann auch den Rauch schwach riechen“, stellte der Bärenötter fest. „Vielleicht hatten sie einen Unfall und müssen lagern. Nähern wir uns vorsichtig der Stelle, man weiß ja nie ...“.

Wie berechtigt sich Gornovs Worte erwiesen, sollten wir bald bemerken.

„Das Feuer ist viel zu groß für zwei Leute“, argwöhnte der Bärenötter schon bald danach. „Ich nehme an, es sind nicht unsere Gefährten. Vielleicht burjatische

Jäger, aber die würden auch nicht so ein Flammenmeer entzünden. Bleibt ihr hier, ich werde rekognoszieren“.

Sim und ich hatten nichts dagegen. Gornov war zweifellos der Erfahrenste von uns. Wir streckten uns im Gras unter den Büschen aus, und ich konnte mich nun ganz dem Sternenhimmel widmen. Sasha kam lange nicht zurück. Ich musste wohl eingeschlafen sein, denn er weckte mich unsanft, als er endlich zurückkehrte.

„Militär“, erklärte er kurz. „Ein Trupp von etwa einem Dutzend Soldaten. Was sie hier tun, weiß ich nicht. Aber jedenfalls haben sie Yuri und 484 gefangen genommen“.

Das waren schlechte Neuigkeiten. Jetzt war guter Rat teuer.

„Für 484 kann dies ausgesprochen fatal sein. Denn er ist vor zwei Jahren aus dem burjatischen Straflager entsprungen. Falls die Soldaten seinen Steckbrief haben, ist er geliefert. Für seine Ergreifung winkt ihnen eine fette Prämie“, setzte Gornov fort.

„Und die Empfehlungsschreiben des Gouverneurs und der Sowjets sind mit der Nikolai untergegangen“, fügte Sim hinzu. „Ebenso wie die Rubel, mit denen wir versuchen könnten, sie freizukaufen. Wir sind blank“.

„Jedenfalls müssen wir die beiden befreien“, stellte der Bärenjäger lapidar fest. „Und ich weiß auch schon auf welche Weise“.

„Mit unserer Bewaffnung richten wir gegen die Übermacht nichts aus“, meinte Sim. „Das ist so klar wie Stiefelwachs“, entgegnete der Bärenjäger. „Wir machen es anders“. Und dann erklärte er uns seinen Plan. Er wolle in einiger

Entfernung vom Lager Schüsse abgeben, in der Hoffnung, dass die Soldaten vom Lager wegstürmten. Daraufhin sollten Sim und ich die Gefangenen befreien, wobei eventuell zurückgelassene Wachen außer Gefecht zu setzen waren. Das Problem sei dabei, dann ungeschoren wegzukommen. Er habe im Lager zwei Hunde gesehen, die unsere Spuren aufnehmen würden. Aber auch dagegen gäbe es Mittel, und er hätte sich auch schon Gedanken über unsere Fluchtroute gemacht.

Sashas Plan funktionierte prächtig. Er zeigte uns den Weg, wie wir uns anzuschleichen hätten, damit die Hunde nicht unsere Witterung aufnehmen konnten. Als wir dann in Sichtweite des Lagerfeuers der Soldaten waren, verließ uns der Bärenlöter, nicht ohne uns zuvor den Fluchtweg einzuschärfen.

Kurze Zeit später erschallten zwei Schüsse aus Gornovs Flinte. Dazu machte er einen Höllenlärm und stieß Wortfetzen auf burjatisch und russisch aus. Die Soldaten sollten glauben, dass eine feindlich gesinnte Jägertruppe im Anmarsch sei.

Die Soldaten, die sich zum Teil schon zur Ruhe begeben hatten, sprangen auf. Im Lager herrschte Chaos. Der Kommandant forderte seine Männer auf, dem Lärm auf den Grund zu gehen. Mit Ausnahme von zwei Soldaten eilten alle anderen in Richtung Gipfel, von wo aus die Schüsse erklingen waren.

Wir sprangen aus unserer Deckung und schlugen die beiden Wachen nieder. Die Hiebe mit den Holzprügeln, die wir vorsorglich mitgenommen hatten, fielen hart aus. Wir hatten nicht die Zeit, die Soldaten zu fesseln. Drei, vier Schnitte – und unsere Freunde waren frei.

„Ich habe gewusst, auf euch ist Verlaß“, strahlte die Nr. 484. „Sehr schlau von Gornov, die Soldaten abzulenken – ich hätte es genauso gemacht“. Zu viert

eilten wir den Weg in die Schlucht, wo uns schon der Bärenötter erwartete. Der Mondschein erleichterte das Vorwärtskommen.

„Wir müssen durchs Wasser waten – da verlieren die Hunde unsere Fährte“, forderte uns Sasha auf. Da wir – wie in Sibirien üblich – mit Schaftstiefeln aus Gummi ausgerüstet waren, spielte das keine Rolle. Aber nach kurzer Zeit drang die Eiseskälte des Gebirgsbaches auch durch die Stiefel und ließ unsere Füße starr werden.

„Hier verlassen wir den Bach“, befahl der Bärenötter. „Und gehen die Ostseite des Berges hinunter. Wir werden versuchen, die Landzunge zu erreichen, die Svjatoj Nos mit dem Barguzin-Land verbindet. Ich hoffe nur, das Militär stößt uns nicht doch noch auf“.

Doch nach all den vergangenen Turbulenzen zeigte sich uns das Glück nun hold. Der Abstieg im Licht des abnehmenden Mondes gestaltete sich als unerwartet leicht. Das Unterholz war nicht so dicht wie beim Aufstieg, und das Gelände erwies sich auch als weniger steil als auf der Westseite. Die Soldaten hatten wir abgeschüttelt, und da wir mit Tagesanbruch schnell vorankamen, so schien die Gefahr des Erwischtwerdens gering.

Als wir gegen neun Uhr vormittags das Meeresufer erreichten, setzte sich unsere Glückssträhne fort. Am Ufer lag ein grau gestrichenes Schiff, offenbar ein Militärboot.

„Das scheint das Transportmittel unserer Soldaten zu sein“, meinte 484. „Ja, und wir schnappen es uns“, entgegnete Gornov. „Jetzt ist ein weiteres Delikt schon egal. Denn wenn uns die Militärs habhaft werden, dann wandern wir ohnehin alle ins Straflager!“

Gesagt – getan. Die beiden zurückgelassenen Wachposten hatten am Ufer ein Feuer entzündet und schliefen dort ihren Rausch aus. Wir brauchten sie gar nicht erst außer Gefecht zu setzen, das hatte schon die Batterie von Wodkaflaschen besorgt, die nun geleert herumlagen.

Wir enterten das Schiff, welches mit dem Bug am Schotterufer aufgefahren war. Nach ein, zwei Handgriffen hatte 484 den Dieselmotor gestartet. Von seiner Zeit als Strafgefangener war er mit der Bedienung derartiger Militärschiffe wohl vertraut.

Und so tuckerten wir durch die Barguzinbucht südwärts in Richtung Maximicha. Den beiden Wachen, die aufgewacht waren und wild gestikulierend am Strand umher sprangen, schenkten wir keine Bedeutung.

Das Schiff entfaltete eine beachtliche Geschwindigkeit. Wir rechneten, schon am Abend dort einzutreffen. Ungefährlich war unser Trip nicht, denn in der Bucht konnten wir auf Fischerboote treffen. Oder, was schlimmer war, auf eine weitere Militärstreife. Das Maschinengewehr oder gar die kleine Bordkanone würden wir dann wohl doch nicht in Betrieb setzen.

„Wir müssen trachten, das Schiff noch deutlich vor Maximicha los zu werden“, stellte Sim fest. „Wahr gesprochen“, ergänzte der Bärenlöter. „Denn das würde uns dann verraten und die Militärs auf unsere Spur führen“.

„Die Lösung des Problems war naheliegend. Eine ganze Strecke vor unserem Ziel stiegen wir in das Rettungsboot um, welches auch dieses Schiff mit sich führte. Es war deutlich größer als jenes, welches uns beim Untergang der Nikolai das Leben gerettet hatte. Natürlich nehmen wir aus der Bordküche noch



genügend Vorräte mit aufs Beiboot. Und wir scheuten uns auch nicht, die Waffenkammer zu plündern, um unsere Ausrüstung wieder zu vervollständigen.

Das Militärschiff ließen wir führerlos treiben. Da in dieser Gegend nirgends Untiefen oder gar Riffe lauerten, bestand kein Risiko, dass das Schiff verloren ging. Im Rettungsboot konnten wir einen kleinen Mast aufstellen, und das gesetzte Segel brachte uns in rascher Fahrt noch vor Mitternacht nach Maximicha. Die Welt schien wieder im Lot zu sein.

Doch was uns dort erwartete, war alles andere als das ...

## **Anns Erzählung**

Wir erwarteten, freudig begrüßt zu werden. Dies war auch der Fall. Alexej und John schüttelten uns die Hände. Ann schlief, wurde aber geweckt. Sie sah nicht gut aus, aber die Freude über das Wiedersehen war ihr deutlich anzumerken.

„Wo ist Sergej?“ fragte Alexej. „Und wo ist Volkovs Schatz?“ fügte John hinzu. Wie stets, bei ihm stand der Mammon im Vordergrund.

„Und wo ist Ayuna“, setzte ich fort. „Wir müssen ihr eine traurige Botschaft überbringen: ihr Bruder ist tot ...“.

„Wie, was? Wie ging das zu?“ stieß John hervor. Alle schwiegen.

„Ayuna ist doch bei euch“, mengte sich Ann ein. „Sie hat sich kurz vor eurem Aufbruch mit der Nikolai – wo ist das Schiff den überhaupt? – an Bord

geschlichen. Sozusagen als blinder Passagier, da sie befürchtete, ihr würdet sie nicht mitnehmen. Und wo ist sie? Wann wird sie zurückkommen?“

In meinem ganzen Leben, nicht davor und nicht danach, bin ich so erschrocken, wie damals. In einer milden Juni-Nacht, um Mitternacht, am Strand von Maximicha, am Baikalsee, dem Sibirischen Meer.

Schlagartig, mit unbarmherziger Wucht stand mir Ayunas Schicksal klar vor Augen. Mit meinem geistigen Auge sah ich sie vor uns an Bord schleichen und irgendwo im Bauch der Nikolai verbergen. Als dann Sergej die Flutungsklappen öffnete mochte die geschlafen haben – jedenfalls war es zu spät für sie das sinkende Schiff zu verlassen. Ich sah sie vor mir in der rasch steigenden Flut um ihr Leben kämpfen. Die Tür der Kammer, in der sie sich versteckt hatte, ließ sich durch den steigenden Wasserdruck nicht mehr öffnen. Sie rang um Luft. Vergeblich. Sie ertrank und wurde mit der sinkenden Nikolai auf den Grund des Baikalsees gerissen. Aus ihrem jungen, blühenden, so hoffnungsvollen Leben.

Von ihrem eigenen Bruder zu Tode gebracht, wenn auch nicht mit Absicht  
...

All das schoß mir jäh mit und greller Deutlichkeit durch das Hirn. Ich warf mich zu Boden und schrie meinen Schmerz hinaus, lange, bis ich wieder die Stimme verlor, wie schon vor kurzem.

Was soll ich noch hinzufügen? Wie unwichtig war alles andere dagegen. Sergejs Tod, der Verlust von Volkovs Erbe – Ayunas Leichnam lag mit der gesunkenen Nikolai am Grund des Sibirischen Meeres. Der Baikalsee war dort, wo das Schiff untergegangen war, mehrere hundert Meter tief.

Während all dies durch meine Seele ging, hatte der Bärenjäger den in Maximicha Zurückgebliebenen unsere Abenteuer in der gebotenen Kürze berichtet. Die Gefährten verstanden nun, dass Ayuna nie mehr zurückkommen konnte.

Bei der Gelegenheit sah ich übrigens John zum ersten und einzigen Mal weinen. Ob er um Sergej, Ayuna oder den verlorenen Schatz trauerte? Ich denke schon, dass Ayunas grausames Schicksal der Hauptgrund für seine Tränen war. Aber vielleicht war es die Trauer über die nunmehr endgültig verpasste Chance, bei Ayuna doch noch ans Ziel zu gelangen.

„Du wusstest also von Ayunas Plan, sich unbemerkt aufs Schiff zu stehlen?“ wandte sich der Bärenjäger an Ann. „Weshalb, bei der Heiligen Mutter von Kasan und allen Heiligen, hast Du das zugelassen?“ Wenn der erklärte Atheist Gornov die Heiligen der Orthodoxen Kirche anrief, so musste er sich schon in großer Aufregung befinden.

„Ich werde euch alles genau berichten, wie es dazu kam“, meinte Ann mit kaum vernehmbarer Stimme. „Und dann mögt ihr über mich richten, wenn ihr das dann noch könnt“. Ann war das Ganze ungemein nahe gegangen. Zwischen ihr und Ayuna hatte sich eine tiefe Beziehung entwickelt, deren Intensität mit der Zeit ständig zugenommen hatte. Als sie erkannte, dass Ayuna nie mehr zurückkommen würde, war sie kalkweiß im Gesicht geworden und bewegungslos in sich zusammengesunken. Erst Gornovs Vorwurf schien sie wieder wach zu rütteln.

„Ayuna hat mir erzählt, dass sie schon auf der Fahrt von Novosibirsk nach Irkutsk ungewollt Zeuge eines Gespräches zwischen Sergej und John geworden sei“, begann Ann ihre Erzählung. „Sergej hat damals an Ayuna kein gutes Haar

gelassen und John gefragt, was er eigentlich an ihr finde. Und dieser habe gemeint, er will sich mit einer asiatischen Exotin ein wenig amüsieren und überhaupt sei eine doppelte Erbschaft besser als eine einfache“.

John erblasste. „Das ist nicht wahr“, zischte er „das hast Du erfunden, um von Dir abzulenken“.

„Dies hat mir jedenfalls Ayuna erzählt, und seither waren ihre Augen geöffnet und die Zuneigung zu Dir, John, ist jäh erkaltet“, fuhr Ann unbeeindruckt fort. „Mit diesen Sätzen, auch wenn sie nur Angeberei unter Männern gewesen sein mögen, hast Du Dir selbst das Wasser abgegraben ...“.

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Deshalb also war Ayuna am Baikal so gänzlich anders gewesen – auch mir gegenüber!

„An Sergejs Läuterung hat Ayuna spätestens seit damals nicht geglaubt. Sie traute ihm nicht uns beschloß, auf der Hut zu sein. Um zu erfahren, was er plante, wolle sie versuchen, ein weiteres Gespräch zwischen Sergej und John zu belauschen. Da die beiden häufig zusammensteckten – als Außenseiter war es naheliegend, dass sie sich verbündeten, konnte das nicht so schwer sein. In der Tat ergab sich nach Ayunas Rückkehr von Olchon eine Gelegenheit dazu“.

Ann hielt in ihrer Erzählung inne. Das viele Sprechen strengte sie sichtlich an. Als ich sie daraufhin ansprach und meinte, sie könne das alles auch erzählen, wenn sie sich wieder besser fühle, pflichtete sie mir nicht bei.

„Ich bin es Ayuna, aber auch mir schuldig, vollständig aufzuklären, wie es zu Ayunas Vorstoß gekommen ist“.

Nach einer Trinkpause setzte sie mit leiser Stimme fort: „Am Abend nach ihrer Rückkehr vom Baikalsee saß Ayuna auf einem Baumstamm am Seeufer, als Sergej und John daher geschlendert kamen. In der Hoffnung, sie belauschen zu können, versteckte sie sich im Gebüsch. Und tatsächlich nahmen die beiden am gleichen Baumstamm Platz. Ihr Gespräch schien allerdings bereits im vollen Gange, sodass sie nur seinen zweiten Teil mitbekam. Aber auch dieser barg genug Zündstoff“.

John schluckte ein paar Mal, sagte aber nichts darauf.

„John argumentierte, dass er nicht einsehe, weshalb er mit nach Svjatoj Nos fahren solle. Er könne seine Zeit viel besser in Maximicha verbringen, um sich Ann und Ayuna zu widmen. Letztere sei zwar widerborstig, seit sie mit diesem verdammten Pjotr zusammen war – aber da sei ja auch noch Ann – also ich – die Reichste von allen! Es war klar, dass er auf das Vermögen der Damen aus war!“

Und Ann fuhr fort: „Sergej meinte dazu, dass John gegen Pjotr keinen Stich mehr mache – ja so sagte er wörtlich. Aber er, Sergej, werde das Problem auf seine Weise lösen. Es sei vielleicht ohnehin besser, wenn John nicht mit auf die Nikolai komme, da es dort ungemütlich werden könnte. Dann lachten beide, man hörte das Gluckern einer Flasche. Ich glaube sie tranken auf das Gelingen ihrer Pläne“.

Alle schwiegen betroffen. Jetzt im nachhinein war wohl klar, was Sergej mit ‚ungemütlich‘ gemeint hatte. Aber war damit sichergestellt, dass John in Sergejs Absicht eingeweiht war, die Nikolai zu versenken? Wohl nicht, und Sergej würde ihn vermutlich auch nicht über die Einzelheiten informiert haben, schon um sich nicht bloßzustellen. Aber geahnt hatte er wohl, dass auf der Nikolai etwas vorgehen würde.

„Wenn das alles ist, was Du gehört haben willst – mir könnt ihr keinen Strick daraus drehen, wenn Sergej versucht hat, seine Erbschaft zu verteidigen“, versuchte John den Entspannten zu mimen.

„Ich habe damals die Pointe von Sergejs Worten nicht verstanden. Oh, hätte ich nur den Beginn des Gespräches zu hören bekommen – das Ganze wäre wohl anders verlaufen“, setzte Ann fort. „Und noch etwas, John. Es ist unklar, ob Du von Sergejs teuflischem Plan wusstest. Er hat seine eigene Schwester getötet. Zwar nicht mit Absicht – aber tot ist tot. Du hast eine Deiner möglichen Melkkühe verloren. Die andere – und das sage ich in aller Deutlichkeit – will mit Dir nichts mehr zu tun haben, rein gar nichts mehr. Du bist für mich erledigt, bist Luft“. Ann hatte ruhig und leidenschaftslos gesprochen. Aber dadurch wirkte ihr Urteil umso schwerer.

„Und ich sage Dir auch etwas“, fügte nun noch Sim hinzu. „Wir können Dir keine Mitschuld nachweisen. Schön. Wir können Dich hier nicht allein in der Wildnis zurücklassen. Weniger schön. Aber sei versichert, ich werde Dich ab sofort genauestens beobachten. Und beim geringsten Verstoß gegen uns lege ich Dich einfach um – da bin ich dann mehr Teufel als Anwalt“. Auch Sim hatte ganz ruhig gesprochen. Aber die Eiseskälte in seiner Stimme ließ John bis unter die Haarwurzel erblassen.

„Ich würde den Kerl sofort und ohne weiteres erschießen“, mengte sich jetzt der Bärenjäger ein. „Ungeziefer soll man vernichten bevor es Schaden anrichtet. Aber ihr habt hier das Sagen, und ihr werdet meine Meinung als unchristlich empfinden. Aber ihr werdet eure Menschenfreundlichkeit noch bereuen, denkt an meine Worte“.

Wie bald Sascha Gornovs Vorhersage in Erfüllung gehen sollte und auf welcher ungeahnten Weise, das konnten wir damals natürlich noch nicht wissen.

„Der Rest der Geschichte ist schnell erzählt“, schloß Ann. „Ayuna bat mich, sie von ihrer Sorgepflicht um mich, wie sie es ausdrückte, zu entbinden. Sie wollte sich auf die Nikolai schleichen und sozusagen als blinder Passagier mitfahren. Auf Svjatoj Nos würde sie dann aus ihrem Versteck in einer Kammer beim Maschinenraum auftauchen. So könne sie den Machinationen Sergej's begegnen. Sie glaube nämlich nicht, dass uns dieser zum Versteck des Schatzes führen würde. Dass die Fahrt schon vorm Erreichen der Heilig-Geist-Halbinsel enden würde – das ahnte sie natürlich nicht“.

Ann habe Ayuna beschworen, doch als normaler Passagier mitzufahren. Doch diese erwiderte, dass sie mit Sim darüber gesprochen hätte. Dieser habe aber gemeint, sie – Ayuna – solle besser bei Ann bleiben, da diese nicht gesund sei. Er selbst sei Manns genug, auf Sergej aufzupassen. Schließlich habe Ann den Wunsch Ayunas erfüllt, sie gehen zu lassen. In Svjatoj Nos konnte Ayuna den Gefährten wohl nützlicher sein als ihr, Ann, in Maximicha.

„Ja, das ist richtig“, gab Sim zu. „Sie hat mich darum gebeten und ich habe ihr die Teilnahme an der Fahrt verweigert – eine nicht wieder gutzumachende Fehleinschätzung meinerseits“.

Aber dieses Schuldeingeständnis half jetzt auch nichts mehr. Sergej's Zustimmung zu Lev Nikolajewitsch Idee, den Schatz zu verteilen, war von Anfang an nicht ehrlich gemeint. Er spielte die Rolle eines Lammes, aber unter dem Schafspelz lauerte ein Wolf ...

## Johns wahres Gesicht

Ihre Erzählung hatte Ann über Gebühr angestrengt. Am nächsten Tag musste sie das Bett hüten. Neben der psychischen Belastung klagte sie über zunehmende Bauchschmerzen. Sim, der bei der US-Marine eine Ausbildung als Sanitäter genossen hatte, untersuchte sie. Er tippte auf Galle oder Blinddarmreizung.

„Wenn sich das zu einer Entzündung auswächst, muss sie auf schnellstem Weg ins Spital“, warnte er.

„Die nächste Behandlungsmöglichkeit ist in Ulan Ude, aber das ist nur auf schwer passierbaren Wegen erreichbar“, stellte Yuri fest. „Also bleibt nur Irkutsk, und das liegt etwa 400 Kilometer jenseits des Baikals“, entgegnete der Bärenjäger.

Es war klar, dass wir ein Motorschiff auftreiben mussten. Auch wenn wir in dem uns verbliebenen Rettungsboot ein Segel setzten, würde es Tage dauern, bis wir Irkutsk erreichten. Zudem war es zweifelhaft, ob wir auf diese Weise überhaupt das jenseitige Ufer erreichen würden. Wenn das Wetter umschlug – und das war jederzeit möglich – konnte sich eine solche Fahrt als äußerst gefährlich erweisen.

„Jetzt könnten wir das Militärschiff, das wir in der Barguzinbucht zurückgelassen haben, gut gebrauchen“, meinte 484. „Aber das hat die Streife, der wir entwischt sind, mittlerweile sicher wieder in Beschlag genommen“.

„Dennoch kann uns nur das Militär helfen“, setzte Gornov fort. „Wir müssen trachten, so schnell wie möglich den Posten zu erreichen, den wir auf der Herfahrt aufgesucht haben. Wir sind dem Kommandanten dort bekannt, und er



wird uns auch ohne Papiere helfen, Irkutsk zu erreichen. Wir müssen ihm nur genügend viele Rubel in Aussicht stellen, sodass er uns das Schiff gibt, das wir damals vor Anker liegen gesehen haben“.

Wie so oft, hatte der Bärenjäger die beste Idee. In diesem Fall wohl die einzig zielführende.

So brachen wir schleunigst unser Lager ab und begaben uns nochmals auf das Rettungsboot. Yuri zog es vor, in Maximicha zurückzubleiben. Sim versprach ihm, in Irkutsk einen genügend hohen Betrag als Ersatz für die gesunkene Nikolai zu hinterlegen.

Wir segelten einen halben Tag und eine Nacht am Ufer des Sees nach Süden. Während der Nacht erschwerte dichter Nebel zwar die Navigation, aber ein mitgenommener Kompaß leistete uns wertvolle Dienste. In der zweiten Nachthälfte verzog sich der Nebel, und bei strammerem Nordostwind machten wir gute Fahrt.

An der Nordseite eines kleinen Kaps gingen wir ans Ufer. Ann, Gornov und 484 blieben dort. Vor allem für Letzterem war es nicht empfehlenswert, sich am Militärposten zu zeigen. Womöglich hing sein Steckbrief auch dort aus. Der Zustand von Ann zeigte sich unverändert.

Sim, John und ich nahmen den Landweg zum Posten, der in einer Bucht an der Südseite des Kaps lag.

Nach kurzem Marsch quer durch die Taiga erreichten wir den Posten, das nur aus einem einzigen Blockhaus bestand, das von nur zwei Soldaten besetzt war. Einer von ihnen erkannte uns gleich wieder. Sein Kommandant sei mit den

übrigen mit dem Schiff nach Barguzin ausgelaufen, um entflozene Sträflinge einzufangen. Ein diesbezüglicher Funkspruch vom dortigen Posten sei gestern eingelangt, und man habe ihm Folge geleistet.

Sim und ich blickten uns betroffen an. Die Gesuchten waren wir selbst. Wir hatten indirekt Schuld, dass kein Schiff am Posten verfügbar war – eine vertrackte Situation!

„So funkt doch wenigstens das Militärkommando in Irkutsk an, dass es uns ein Schiff zur Hilfe schickt, am besten gleich mit einem Arzt“, bat Sim die Soldaten. Und diese erklärten sich dazu bereit.

Doch dann traten Ereignisse ein, gänzlich unvorhergesehene und von einer Bestialität sondergleichen.

Wir waren alle vor dem Eingang des Blockhauses versammelt: Sim, John, ich und die beiden Soldaten, die eben ins Haus wollten um die Funkanlage in Betrieb zu setzen.

Da – völlig überraschend und scheinbar durch nichts motiviert – schlug John sein Gewehr auf die beiden Soldaten an. „Ihr werdet nichts funken – ihr nicht mehr“. Zwei Schüsse blitzten auf und beide Soldaten sanken lautlos nieder.

Ich war wie erstarrt und konnte keinen klaren Gedanken fassen. Die Bedrohung aus heiterem Himmel, unmittelbar gefolgt von Todesschüssen. Wozu, weshalb?

„Jetzt seid ihr dran, alle beide. Es wird mir ein Vergnügen sein, euch zur Hölle zu schicken“, stieß John hervor. „Und dann funke ich nach Irkutsk, dass ihr

die Posten angegriffen und euch gegenseitig getötet habt“. Er schlug das Gewehr auf mich an. Es war eine automatische Waffe, aus der mehr als zehn Schüsse in rascher Folge abgegeben werden konnten.

Ich war keiner Bewegung fähig. Aus, vorbei, dachte ich noch. Doch John hatte die Rechnung ohne Sim gemacht. Der verlor nicht die Fassung und schrie ihn an: „Du vergisst Gornov und 484, sie werden Dich killen“. „Denen erzähle ich dieselbe Story, diesmal mit umgekehrten Vorzeichen – nämlich dass die Soldaten euch erschossen haben und ich euch dann gerächt habe“, triumphierte John mit teuflischen Grinsen.

„Zuerst Pjotr, der verdammte Leisetreter und Intrigant – dann Du, Winkeladvokat“, brüllte John und hob das Gewehr.

Da sprang Sim mit einem Ausfallschritt auf John zu. Der setzte mit zwei, drei Schritten zurück, um Sims Angriff zu entgehen. Ich sah, wie sich Johns Finger am Abzug krümmte – ein Schuß löste sich, traf aber nicht, sondern fuhr in die Decke.

Denn beim letzten Schritt zurück geriet John ins Straucheln, fiel nach hinten und verschwand – zu unserer Überraschung – im Boden! Ein wilder, schriller Schrei ertönte.

Was war geschehen? Wohin war John gefallen?

Wieder fasste sich Sim schneller und sprang gleich weiter. „Eine Fallgrube – sie hat uns vor dem sicheren Tod gerettet“, stellte er fest.

Und dann sah ich es auch. John war in eine mindestens drei Meter tiefe Grube gestürzt. Er schrie und jammerte laut. Der Grund hierfür war nicht bloß der Sturz, wie wir jetzt erkannten. In der Grube waren Holzpfähle eingelassen, die nach oben spitz zuliefen. Einer davon war ihm durch den Oberschenkel gedrungen. Sein Blut spritzte in einer Fontäne aus der Wunde.

„So helft mir doch! Ich verblute wie ein Schwein. Und die Schmerzen, ich halte es nicht aus“, brüllte der Abgestürzte.

Sim und ich brauchten uns nicht abzusprechen. Ich sprang in die Grube, dabei darauf achtend, nicht auch gepfählt zu werden. Sim warf mir seinen Gürtel zu und ich band ihm sein Band knapp unterhalb der Leiste ab. Doch das Blut hörte nicht auf zu fließen. Erst als ich ihm auch meinen Gürtel anlegte und festzurte, konnte die Blutung gestillt werden.

Sim hatte eine Leiter herbeigeholt, war in die Grube gestiegen und half mir, John vom Pfahl zu befreien. Sein Jammern hörte sich grauenvoll an. Er musste entsetzliche Schmerzen leiden. Als wir ihn mit einiger Mühe aus der Grube zogen, verlor er zum Glück das Bewusstsein.

Jetzt konnten wir uns endlich auch um die Soldaten kümmern. Beide waren durch Schüsse in die Brust getötet worden.

„Der Fluch der bösen Tat“, meinte der Bärenjäger. Die Schüsse hatten ihn herbeigelockt. „Hättet ihn besser in der Bärengrube verrecken lassen sollen“, fügte er hinzu. Denn um eine solche handelte es sich offenbar. Die Soldaten hatten sie offensichtlich zum Schutz vor aggressiven Bären eingerichtet, wie er uns erklärte.

Ich weiß nicht, ob Gornov seine Äußerung ernst meinte. Aber für mich, wie auch für Sim, war klar, dass wir John halfen. Mit der Verwundung war er gestraft genug. Der Pfahl hatte das Bein vollständig durchdrungen. Wie schwer er tatsächlich verletzt war, das bemerkten wir erst als wir ihn verbanden. Dies konnte erst geschehen, als der Bärenjäger zum Boot zurückging und dieser dann mit Ann und 484 ums Kap herumsegelte und in die Bucht einlief. Ann, ganz Medizinerin, half trotz ihres angeschlagenen Zustandes uns die Wunde zu versorgen. Jetzt fehlten Ayunas Heilkräuter, aber das war ja nun vorbei ...

„Deine Geistesgegenwart hat uns das Leben gerettet“, bedankte ich mich bei Sim. „Ich war wie paralysiert, als er die beiden Soldaten tötete, und er hätte uns beide auch abgeknallt, wenn Du ihn mit Deinem Ausfall nicht verwirrt hättest“, fügte ich hinzu. „Ich habe ganz automatisch und ohne Überlegung gehandelt“, antwortete der Anwalt. Er war verlegen wegen des Lobes.

„Sein Plan war gar nicht schlecht“, resümierte Sim. „Wenn er die Autoritäten in Irkutsk mittels Funk über die vier Toten unterrichtet hätte, wäre es bei einer Untersuchung aus dem Schneider gewesen und uns los gewesen. Und den Kameraden im Boot wäre wohl nichts anderes übriggeblieben, als ihm zu glauben. Wer hätte schon eine solche Unverfrorenheit angenommen ...“.

Nun benutzte Sim das Funkgerät, um Irkutsk vom Tod der beiden Soldaten zu unterrichten. Mit Gornovs Hilfe gelang es ihm, das vorsintflutliche Funkgerät in Betrieb zu setzen. Gleichzeitig baten wir um die Entsendung eines Militärschiffes, um Ann endlich eine Spitalsbehandlung zu ermöglichen.

Anns Zustand machte uns mittlerweile arge Sorgen. Sie hatte Fieber und war kaum mehr ansprechbar. Da sich beide Patienten, Ann und John, in kritischem Zustand befanden, setzten wir unsere Fahrt bald fort und nahmen Kurs auf

Irkutsk. Da das Wetter gut blieb, wagten wir mit unserer Nussschale die Überquerung von Vater Baikal. Zuvor setzten wir aber noch einen Funkspruch nach Irkutsk ab, in dem wir unseren Aufbruch samt Kurs mitteilten.

In der Mitte des Sees wurde die Situation nochmals kritisch. Der Wind drehte sich und kam nun von Südwesten. Wir ließen das Segel fallen und trieben hilflos am Sibirischen Meer.

Ich schwitzte Blut. Wenn nicht bald Rettung nahte, waren wir verloren. Beide Patienten hatten mittlerweile hohes Fieber. Sim und ich kümmerten uns abwechselnd um Ann, kühlten ihre Fieberschauer durch kalte Umschläge und flößten ihr Tee ein. John war ebenfalls schlimm dran. Seit er das Bewusstsein wieder erlangt hatte, jammerte er nahezu pausenlos. Ab und zu verfiel er wieder in Bewusstlosigkeit, und das war ein Segen für uns alle. Aber wir kamen nicht weiter, der Wind trieb uns eher wieder zurück ans Ostufer. Es war wie verhext ...

\*

Aber dann, nach einem halben Tag voller Bangen und Hoffen, hatte das Leiden ein Ende. Ein Schiff tauchte auf und hielt genau auf uns zu. Offenbar hatten sie uns mit dem Fernrohr im Licht der untergehenden Sonne bereits entdeckt. Und wer beschreibt unser freudiges Erstaunen, als Kid am Bug des Schiffes stand, The Siberian Kid, Nachfolger der Knjas Altaisk!

Nach dem Tod Lev Nikolajewitschs und der Begräbniszeremonie – Ayunas ‚Gesicht‘ hatte wieder recht gehabt, aber ich hatte nie daran gezweifelt – hatte es Kid nicht mehr in Altai ausgehalten und beschlossen, nach uns zu sehen. Gerade

als er in Irkutsk eintraf, erreichte dem Gouverneur unser Hilferuf von der Ostküste. Sofort organisierte er ein Schiff – und nun war er hier.

Schweigend hörte er sich unseren Bericht an. Kein Zeichen der Befriedigung oder gar Schadenfreude spiegelte sich in seiner Miene wieder, als er von Sergejs Anschlag und seinem Tod von der Hand Saschas erfuhr. Stumm drückte er die Hand seines väterlichen Freundes.

Ein weher Zug grub sich in sein Gesicht, als wir ihm von Ayunas Anwesenheit auf der sinkenden Nikolai informierten. Wie einfühlsam er war, zeigte sich, als er mich, ebenfalls wortlos, in seine Arme nahm.

Als er John Verwundung inspizierte, schüttelte er den Kopf. „Wenn die Schlagader verletzt ist – und nach eurem Bericht ist sie das, dann hat er nur wenig Chancen ...“, meinte er leidenschaftslos.

All das spielte sich bereits auf der Rückfahrt nach Irkutsk ab. Unmittelbar, nachdem Kid Ann gesehen hatte, die ihn trotz ihres Fiebers erkannte und ihm ein gequältes Lächeln schenkte, hatte Kids Schiff gewendet, um mit Höchstgeschwindigkeit nach Irkutsk zu fahren.

Das Rettungsboot des in Svjatoj Nos gekaperten Militärschiffes ließen wir vorsichtshalber am offenen Baikal zurück ...

Es gibt nicht mehr viel zu berichten. Ann brachten wir buchstäblich in letzter Minute ins Universitätshospital nach Irkutsk. Ihre Bauchhöhle war schon voll Eiter. Wenige Stunden später – und sie wäre gestorben, meinte der Professor, der sie operierte. Aber sie hatte es gerade noch geschafft. Nach ein paar Wochen war sie wieder voll hergestellt.

John hatte weniger Glück. Als wir ihn im gleichen Spital abliefern, war er schon tot. Er war gestorben, ohne das Bewusstsein wieder erlangt zu haben. Und ohne zu bereuen. Ob er im Jenseits auf mehr Barmherzigkeit stoßen würde, als er und Sergej uns gewährt hatten?

## **Epilog von Teil II**

Man kann nicht sagen, dass das Zuckerman-Volkov Unternehmen des Jahres 1950 erfolgreich war. Zwar war es gelungen, Lev Nikolajewitsch Volkov aufzuspüren. Doch sowohl er als auch seine beiden Kinder, Sergej und Ayuna waren tot. Letztlich war es Sergej, der sowohl am Tod seines Vaters als auch an jenem seiner Halbschwester die Schuld trug.

Ayuna, die Blume Sibiriens hat im Sibirischen Meer ihr nasses Grab gefunden. Ein hoffnungsvolles Leben wurde durch zwei Menschen, Sergej und John, vernichtet. Indirekt war auch John verantwortlich für Ayunas tragischen Tod. Sein von ihr belauschtes Gespräch mit Sergej bildete den Anlaß für ihre Abwendung von ihm und ihre anschließende Mitfahrt als blinder Passagier.

Ich bin überzeugt, Ayuna wäre meine Frau geworden, wenn die Höllenfahrt der Nikolai anders verlaufen wäre. Aber das Schicksal wollte es anders.

Volkovs Schatz kam uns nicht zugute. Aber auch der Grabraub von Olchon wurde nie aufgeklärt.

Simon Smeterlay, der Teufelsanwalt, hatte den Tod des Volkovs und jenen von John bestätigt. Und das wurde vom Gericht anerkannt – kein Wunder bei Sims



Reputation. Ivanko Zasyadko erlitt einen Herzschlag, als er von den Malversationen seines Sohnes und dessen Ende erfuhr. Die Erbschaft wurde somit zwischen Ann und meiner Wenigkeit aufgeteilt. Sim kassierte ein fürstliches Honorar, war aber immer noch hinter Ann her. Die glaubte jedoch nicht so recht an die große Liebe und wies ihn ab. Die Vermögensverwaltung überließ sie ihm hingegen. Auch für mich waren Geldangelegenheiten stets uninteressant. Ich habe diesbezüglich mein Vertrauen in Simon zu keinem Zeitpunkt bereut.

Etwa ein Jahr nach unserer Rückkehr in die Vereinigten Staaten verliebten sich Anna und ich. Es war nicht die himmelstürmende Liebe, aber eine tiefe, innige Zuneigung, die mit der Zeit gewachsen war. Unserer stets sehr harmonischen Ehe sind zwei Kinder entsprungen, Salomon Peterowitsch und Ayuna Peterovna ... Sal ist ein echter Zuckerman, der in der Finanzwelt zu Hause ist. Ayuna hat Forstwirtschaft studiert und untersucht die Wildnis der nördlichen Hemisphäre. So ist die Verbindung zur Taiga nicht völlig zum Erliegen gekommen.

Ich habe mich weiter der Erforschung des Wassers in all seinen Varianten (Trinkwasser, Irrigation, Hydroelektrik etc.) beschäftigt. Mein Institut in Boulder/Colorado ist weltweit zu einer der führenden Forschungs- und Ausbildungseinrichtungen über alle Aspekte von water research aufgestiegen.

Vor einigen Jahren habe ich mich von allen wissenschaftlichen Aktivitäten zurückgezogen. Es gibt auch noch etwas anderes als Wasser.

Vergangenes Jahr ist meine Frau von uns gegangen. Überraschenderweise war es weniger traurig, als ich immer angenommen habe. Meine Kinder brauchten mich nicht zu trösten. In diesem Zusammenhang erinnerte ich mich an eine Äußerung, die Ayuna seinerzeit gemacht hatte, als ihr Vater von uns gegangen war. „Wer auf eine lange, erfüllte Beziehung ohne größere Probleme zurückblicken

kann, für den hält sich die Trauer in Grenzen ...'. Damit hatte sie wohl recht. Was war sie doch für eine einfühlsame Frau gewesen!

Kürzlich habe ich eine Einladung des Sibirischen Energieinstituts in Irkutsk angenommen. An sich halte ich keine Vorträge mehr, aber ich wollte noch einmal zum Baikalsee. In Irkutsk bestieg ich ein Tragflügelboot, welches mich ans Ost-Ufer des Baikalsees brachte. In Ust-Barguzin wechselte ich auf ein normales Motorboot, und wir steuerten Svjatoj Nos an. Dort hatte sich wenig verändert – keine Siedlungen, kein Tourismus wie an anderen Stellen auch des Ostufers.

Unschwer fand ich die Stelle am Ufer wieder, an der ich vor Jahrzehnten wie betäubt vor Trauer gesessen hatte, als ich vom schrecklichen Ende Ayunas erfahren hatte. Wieder kräuselten sich die Baikalwellen und warfen die charakteristisch laufenden Schatten am Ufergrund. Silbrig glänzte das Sibirische Meer. Es war Sommersonnenwende und es waren am Tag genau sechzig Jahre, dass Ayana Levovna auf den Grund des Sees sank. Ein einziger Windstoß ließ mich frösteln. ‚Die Zeit heilt alle Wunden‘, wird oft gesagt. Ich fühlte, dass – zumindest für mich – dieser Spruch nicht galt.

Es würde nicht mehr lange dauern, dass ich Ayuna dorthin folgen würde, von wo es keine Rückkehr gab.

Ich warf einen Strauß von burjatischen Blumen, die ich gepflückt hatte, in den See. Ayana hatte diese Jahreszeit mit all ihren Blüten am meisten geliebt.

Langsam trieb der Blumenkranz auf den offenen Baikalsee hinaus ...